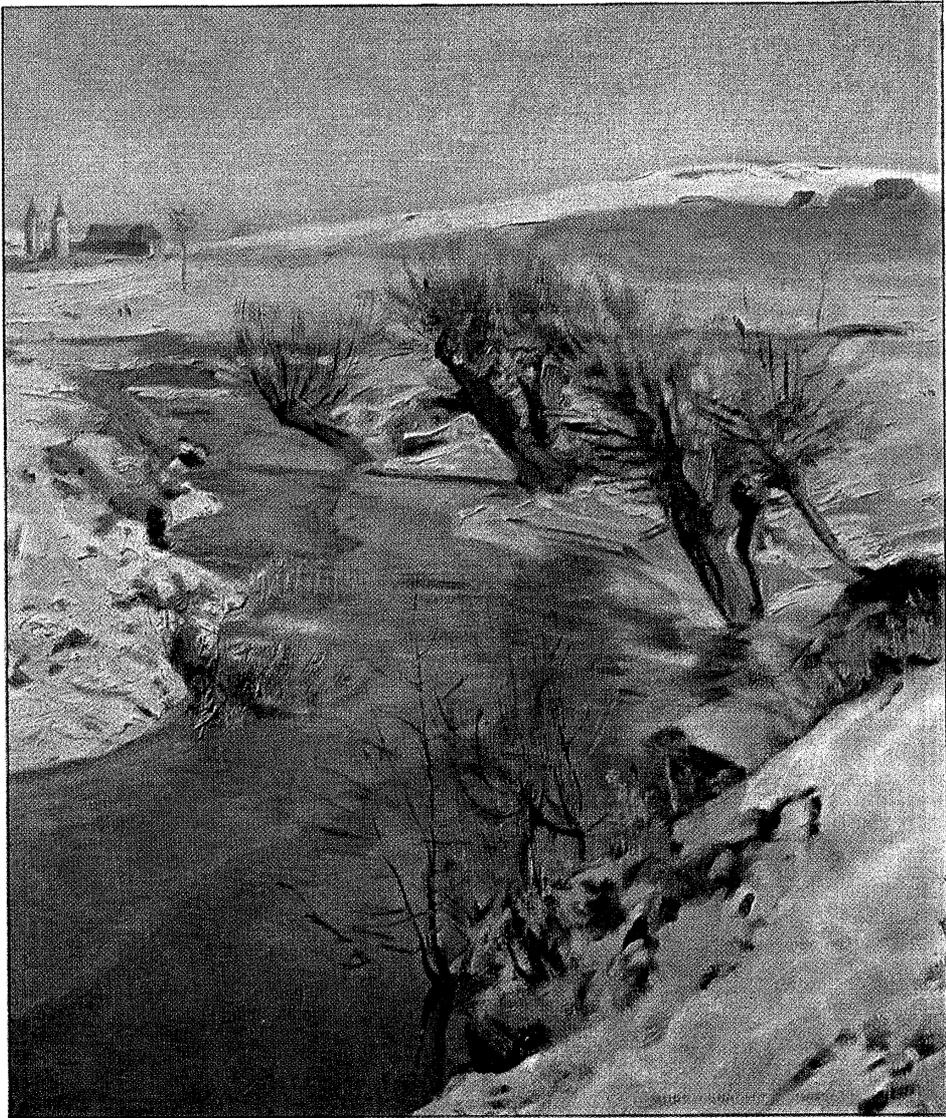


INHALT

Die Landschaftsmaler der Stargarder Malerschule mit Berücksichtigung der Worpstedter und Ahrenshoopener Künstlergemeinschaft / <i>Annaliese Wagner</i>	7
Gedicht: Eingang / <i>Rainer Maria Rilke</i>	16
Professor Maximilian Haberland, ein Nachkomme von Martin Luther, Lucas Cranach und Hans von Bora / <i>Ernst Haberland</i>	17
Ein neuer Stern am Pianistenhimmel? / <i>Hans-Peter Lange</i>	21
Neustrelitzer Schulzeit am Gymnasium Carolinum in der Glambeker Straße um die Jahrhundertwende / <i>Wilhelm Westphal</i>	23
Lied: Abschied / <i>Hoffmann von Fallersleben</i> + <i>Felix Mendelssohn-Bartholdy</i>	33
Ut Döörp und Stadt, Kasern un Schloß (3. Fortsetzung) / <i>Karl Hacker</i>	35
Zwei junge Mecklenburgerinnen besuchen 1858 Berlin / <i>Goede Gendrich</i>	45
Gedicht: Lebensgruß / <i>Heinrich Heine</i>	47
Lütten Schaapskopp / <i>Otthinrich Müller-Ramelsloh</i>	48
Unfreiwillig auf Beobachtungsstand / <i>Heinz Günther Piehler</i>	50
Gedicht: Tröstet die Finsternis / <i>Gertrud von le Fort</i>	57
Buchbesprechungen	58
Gedicht: Verklärter Herbst / <i>Georg Trakl</i>	63



Gefrorener Bach

Ölgemälde von Eugen Bracht

Carolinum

Historisch-literarische Zeitschrift



43. Jg. – Nr. 82

Göttingen

Winter 1979/80

Alle Rechte vorbehalten

Die Bezugsgebühren sind im Beitrag enthalten
Einzelheft 12,— DM

Herausgegeben von der Altschülerschaft des ehemaligen Carolinum Neustrelitz

Schriftleitung:

Landessozialgerichtsrat a. D. Peter Heitmann, 2400 Lübeck, Brahmstraße 27.
und Architekt Regierungsbaumeister a. D. Roderich Schröder,
3101 Wieckenberg, Stechinellstraße 11

Druck: Göttinger Tageblatt GmbH & Co. - Druckhaus Göttingen

Annalise Wagner:
Die Landschaftsmaler der Stargarder Malerschule mit
Berücksichtigung der Worpsweder und Ahrenshooper
Künstlergemeinschaft

Neustrelitz 1976

„Ich fühlte mich beim Zeichnen einer alten absterbenden Eiche, deren Wuchs und Bau bis in die Zeiten Karls des Großen zurückzureichen schienen, so maßlos glücklich, daß mich eine Empfindung mitleidvoller Menschenliebe beherrschte, unverdient so bevorzugt zu sein.“

Eugen Bracht

„Diese Liebe zur Schöpfung, diese Lust am Erkennen und Nachbilden, gleichviel ob eine Verwertung denkbar sei oder nicht, hat mich nie verlassen. Sie ist eine innerliche Beseeligung außerhalb Anerkennung und Erfolg, sie ist die Grundlage zu dem Wunsche, den ich früher hegte, es möge einst nichts weiter auf meinem Grabstein zu lesen sein als: „Hier liegt der glücklichste Mensch.“

Eugen Bracht

Vorwort

Die reine Landschaftsmalerei ist noch jung. Im 15. und 16. Jahrhundert begann die Hintergrundlandschaft, der Mensch aber war vordergründig und die Hauptperson, die Landschaft nur begleitende Kulisse. Im 17./18. Jahrhundert setzte sich die reine Landschaft bei den Holländern durch, die menschliche Figur war nur Staffage. Im 19. Jahrhundert waren es die französischen Impressionisten, die dann als reine Landschaftler ihren großen Einfluß auf die deutschen Maler, besonders durch die Schule von Barbizon ausübten.

Karl Scheffler sagt: „Die Liebe zur Landschaft und zu ihrer Darstellung setzt Sehnsucht nach Einsamkeit und Absonderung voraus! Der durchaus aktive Mensch macht sich nicht viel aus der Landschaft, um so mehr aber der beschauliche. Erlösung wurde in der Naturempfindung, in der Liebe zur Landschaft gesucht.“ Vor 45 Jahren konnte man in Kunstzeitschriften lesen: „Landschaften interessieren immer! Wie der Hörer von guter Musik sich gern einer Gedankenflucht hingibt – der rechte Kunstgenuß ist das freilich nicht – und wie er sein von Rhythmen und Melodien getragenes Phantasieren als angenehm empfindet, so lockt es den Betrachter bildhaft dargestellter Landschaften, sich in Gedanken darin genußvoll zu ergehen.“

Wir betrachten heute die Landschaftler, sofern es sie noch vereinzelt gibt, nicht als Welt- oder Gegenwartsflüchter. Wir wissen als Menschen der Gegenwart, daß der Mensch im Mittelpunkt des großen Umbruchs in der Gesellschaftsordnung steht. Aber dieser werdende neue Mensch kann in der rasend marschierenden Technik, Automation, Mechanik und dem Atom- und Chemiezeitalter ohne den Schutz der Landschaft und ohne die Entspannung in der geschützten Natur nicht bestehen, zumal heute auch große Flächen der Landschaft industrialisiert werden, die Unterschiede von Dorf- und Stadtlandschaft im Schwinden begriffen sind und die Land- und Forstwirtschaft industriemäßig betrieben werden.

Die gemalte Landschaft ist nun nicht nur für den Maler selbst ein regenerierendes Erlebnis, sie ist auch für den Betrachter eine Zelle der Kraft, Besinnung, eine Quelle „zurück zur Natur“. Die meisten Maler, die hier in den drei Künstlerkolonien als Schüler oder Lehrer gearbeitet haben, wählten sich Motive der norddeutschen Landschaft, auch wenn sie aus dem Süden Deutschlands kamen. Durch zeichnerische Linie versuchen sie nüchtern und ernst,

aber voll verhaltener Glut und Kraft, ohne Farbenmusik, aber voll bewegter Gedanken sich Ausdruck zu geben, gewissermaßen im Zwiegespräch zwischen dem Maler und Betrachter. Die landschaftliche Begrenztheit ist kulturformend, nicht das internationale Moment. Sie ist der beseelte Gegenpol zur nivellierenden Gewalt des technischen Zeitalters. Und es ist leicht festzustellen, wie verwandt sich all diese Landschaftler in Motivwahl, Auffassung, Formung und Auslese der Menschen, die sie in die Landschaft stellten, waren und wie ihnen alles bedeutsam war, was in dieser Landschaft lebte. Die große Einfachheit war die Erkenntnis ihres Naturerlebens geworden. Sie bestätigten, daß überall das Gesetz der Natur herrscht.

Gesellschaftskritisch zu den hier behandelten Malern der drei Künstlerkolonien Stellung zu nehmen, wäre sicher nicht uninteressant, kann aber in diesem Rahmen nicht oder nur am Rande behandelt werden. Die Gründerjahre übten keinen guten Einfluß auf die Kulturschaffenden aus. Es war die Suche nach neuem Stil, Motiv, Form und Inhalt. Die Landschaftler suchten diese draußen unter freiem Himmel, abseits der Städte, in noch unberührten dörflichen Gemeinden. Es war das stille letzte Ausatmen der Gesellschaftsordnung im Kaiserreich und das Sichbesinnen auf den kommenden Wechsel zur Republik Deutschland, den der erste Weltkrieg nach sich zog.

Kunsthistorisch gesehen bilden die hier behandelten drei Künstlergruppen, die fast ausschließlich Landschaftler waren – zumindest aber als solche auszogen – eine Teilepoche in der Bildenden Kunst des 19. Jahrhunderts, und ihr hinterlassenes kulturelles Erbe gehört zum Mosaikbild der Bildenden Kunst in Deutschland.

Sie alle befanden sich in politischer und kunstgeschichtlicher Sicht in der letzten Ruhe vor dem Sturm: Revolution 1918 und Expressionismus.

Einführung

Es kann in dieser Arbeit nur auf die Gründer der drei norddeutschen Künstlerkolonien oder Malschulen in Worpsswede, Ahrenshoop und Stargard, die die erste Stammesgruppe bildeten, eingegangen werden.

Es ist stets so, daß spätere Generationen die Idee, die diese Künstlerkollektive vertraten, verwässern, verändern oder auch fallen lassen, da sie nicht mehr in ihre Zeit paßt. Daß die Verfasserin die zwei ersten Künstlerkollektive an Nord- und Ostsee mit in diese Arbeit hineinnahm, geschah aus verschiedenen Gründen. Diese Künstler sind der Stargarder Malerschule verwandt. Sie entdeckten, wie der Begründer der Schule, Eugen Bracht, eine neue Heimat in der unberührten dörflichen Landschaft mit ihren schlichten Torfbauern oder Fischern. Ihr Suchen nach eigener Kunstform und Aussage war das gleiche wie bei Eugen Bracht, obgleich letzterer viele Umwege beschritt, ehe er sein Ziel erreichte. Diese Umwege machten seine Kollegen an Nord- und Ostsee nicht.

Die Veränderung und neue Entwicklung, staatspolitisch und gesellschaftlich sowie in Technik und Naturwissenschaft, hat in den letzten 75 Jahren nicht nur in Deutschland sondern auch in ganz Europa neue Formen und Aussagen in allen Kunstzweigen mit sich gebracht. – Die hier genannten Künstler waren Revolutionäre, die wie eine Bombe auf die „firnis- oder parfümduftende“ Atmosphäre von Atelier und Salon wirkten. Sie brachten die reine Natur mit ihren Menschen in der Landschaft ungeschminkt in die Ausstellungen. Galeriepracht und Historienmalerei fand man bei ihnen nicht. Sie waren die Wegbereiter des Impressionismus in Deutschland.

Einen leichten Pinsel führten sie alle nicht, wie es später die Impressionisten taten. Das hätte auch nicht zu ihrer Stimmung und ihren Motiven gepaßt. – Den Auftakt zu neuem Inhalt und neuer Form machten zwei Maler, die ebenfalls müde von der Historien- und Genremalerei waren. Sie schufen etwas noch nicht Dagewesenes und begeisterten junge

Kunstschüler, darunter viele der hier behandelten Künstler, regten sie zum Nachdenken und zur Auseinandersetzung an. Es waren Arnold Böcklin und Anselm Feuerbach.

Böcklins romantische, feierliche Landschaften mit hellgrauen Felsen und dunklen Zypressen und den menschlich-tierischen Fabelwesen, in eine Märchenszenerie gestellt, ließen die Kunstbetrachter aufhorchen. Feuerbachs sprechende Sehnsucht nach Schönheit, in Neoklassizismus gekleidet, blieb bei manchem unverstanden.

Neue Farbenakkorde, neue Motivwahl, neue Inhalte ließen eine Sehnsucht nach etwas ganz Neuem, noch Unbekanntem erkennen. – Böcklin war Schüler von Schirmer in Düsseldorf, und die meisten auf den nachfolgenden Seiten erwähnten Maler in Worpswede, Ahrenshoop und Stargard, besonders die, die als Lehrer wirkten, waren es ebenfalls in Düsseldorf und später Karlsruhe, wo dann auch Karl Friedrich Lessing und Hans Gude als Landschaftler lehrten und ihren Schülern das handwerkliche und das geistig-seelische Rüstzeug mitgaben. Aber diese Kunstschulen oder Akademien, die, wie Schirmer z. B., Ideallandschaften auf die Staffelei brachten, genügten den Schülern nicht. Ihr Suchen ging weiter.

Sie hatten von der Kunstschule im Dorf Barbizon bei Paris gehört, die Theodor Rousseau, Francois Daubigny und Jules Dupré gegründet hatten. Rousseau war ein tüchtiger Landschaftler. Millet und Courbet waren die ersten Schüler dort und lösten die Licht- und Luftprobleme in der Landschaftsmalerei.

So stellten die Düsseldorfer und Karlsruher Schüler wohl in Paris ein neues Naturempfinden, das ihnen Erlebnis wurde, fest. Licht und Luft – die neue Freilichtmalerei, sie wurde Pleinairismus oder Impressionismus genannt, war das Novum zur neuen Stilepoche. Draußen im Sonnenlicht, unter freiem Himmel hielten diese Maler den momentanen Eindruck eines Landschaftsmotivs in emotionellem kurzem Erleben in ihrer individuell gesehenen Stimmung fest. Sie eroberten ohne Hinzudichten die Natur, aber dichteten sie auch um ins Naturalistische mit Pinsel und Palette oder Griffel.

Gewiß waren diese Feststellungen für viele unserer Künstler in Paris beeindruckend, aber sie waren nicht die erfüllte Sehnsucht für sie. Sie kehrten heim, verließen die Akademien und suchten weiter.

Ihnen war, die Landschaft als Gedicht, Ballade oder Novelle mit dem Pinsel zu gestalten, nicht mehr genhm. Alles mit Sonntagsstille und in Sonntagskleidung und Friedlichkeit zu gestalten, war ihnen unwahr geworden. Realistisch, ungeschminkt, wahrhaftig wollten sie malen. Die Schulvoreingenommenheit legten sie endgültig ab, waren aber alle dankbar für das technische Rüstzeug, das sie auf den Akademien empfangen hatten.

Auch im einfachsten Motiv sahen sie etwas Neues. Sie sahen Mensch, Landschaft und Tier in einer Einheit. Die neue Naturphilosophie und die sozialen Fragen und Probleme klopfen an ihre Ateliertür und forderten sie auf, sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Einige taten es, andere waren noch in der Entwicklung, und Geist und Gemüt waren erst auf dem Wege dahin. Aber überall in Ost und West tauchten verwandte Ideen auf, die Zeit war reif für eine neue Gesellschaftsordnung. – So wagten sie, den gedanklichen sowie den emotionalen Schlußstrich des bürgerlichen Jahrhunderts zu ziehen. Sie waren fast alle Schüler bei Schirmer, Lessing, Gude und Hagen (Weimar) gewesen.

Der einzige, der sich der Polarität seiner Zeit zwischen Sozialismus und Kapitalismus, der beginnenden Auseinandersetzung zwischen Republik und Monarchie stellte, war der Begründer der Malerschule in Stargard: Eugen Bracht. Seine letzte Entwicklungsphase zeigt, wie bei Adolph Menzel, die Entdeckung der deutschen Arbeitsstätten, der Fabriken mit ihren Arbeitern, die auch Max Liebermann bereits in Holland gereizt hatten, sie auf die Leinwand zu übertragen.

Wir klammern hier bewußt Heinrich Vogeler, Worpswede, aus, da er 1918 Deutschland verließ und in die Sowjetunion übersiedelte, um in Praxis dort den Kommunismus zu

studieren. Damit verließ er seine Arbeitsstätten und seine „Märchenwelt“, der er bis dahin huldigte.

Man kann die Landschaften dieser drei Künstlerkolonien so beurteilen, daß sie dabei waren, den bürgerlichen Individualismus abzustreifen, und sich im Kollektiv um eine künstlerische Entwicklung mühten, das Atelierbraun verließen und draußen unter freiem Himmel ihre Arbeit begannen. An die Stelle der Phantasie setzten sie Erkenntnis.

Sie gingen stilmäßig andere Wege als die französischen Kollegen mit ihrem Scheinrealismus. Sie leiteten mit ihrer unmittelbaren Naturanschauung den deutschen Impressionismus ein und hatten alle den zeichnerischen harten Kartonstil in ihrer Grafik endgültig verlassen. In diesem Sinne muß man die drei Künstlergemeinschaften einschätzen, um ihnen heute gerecht zu werden.

Daß Worpswede nach dem ersten Weltkrieg auch Dichter, Schriftsteller (Manfred Hausmann, Wilhelm Scharrelmann, Carl Hauptmann, Alfred Dreyer, Otto Tetjus Tügel) Kunsthandwerker, Bildhauer, Martin P. Müller mit seiner Kunstpresse und andere mehr beherbergte und nicht mehr nur das Dorf der Maler war, das sei noch am Rande bemerkt. Ähnlich entwickelte sich auch das künstlerische Leben und Werken in Ahrenshoop.

Ob aber die drei Künstlergemeinschaften dem heutigen bildenden Künstler noch etwas zu sagen haben, lassen wir dahingestellt. Damals wurden diese Künstler mit allem Respekt in die Sparte der Heimatkunst eingereiht. Der Mensch der Gegenwart hat bei dieser Einstufung und Bezeichnung einen Geschmack der „Heimattümelei“ auf der Zunge.

Damals gab es soviel Landschaftler wie es heute Nichtlandschaftler gibt. Jedoch gehören diese Maler in jede deutsche Kunstgeschichte, und wir reihen sie ohne Überheblichkeit ins kulturelle Erbe ein. Ihr Werk ist Pionierarbeit gewesen und hat uns im denaturierten Zeitalter vielleicht noch etwas zu sagen:

Zurück zur Natur!

Außerdem könnte es auch die unter uns lebenden bildenden Künstler anregen, sich wieder als Landschaftler zu betätigen und die kraftspendende, stets schöpferische Natur zu erleben und auf der Leinwand festzuhalten. Das wünschen sich viele Menschen, die in den vielen Ausstellungen stets den Landschaftler vergeblich suchen. Brauchen wir nicht als moderne Industriegesellschaft heute mehr denn je die Landschaft als Heimat und Kraftreservoir, um aus ihr Reserven für die hektische Gegenwart unserer Tage zu holen?

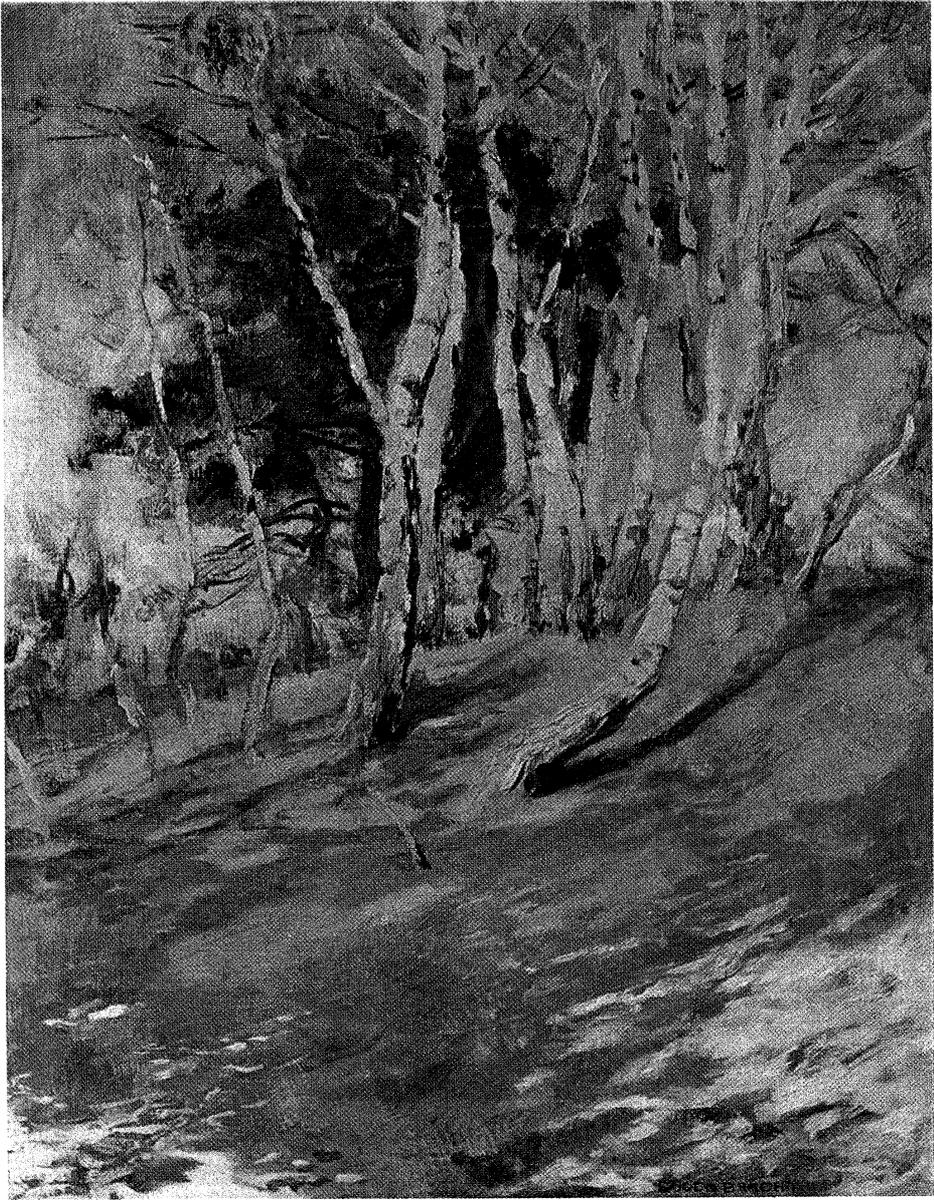
Die Worpsweder Künstlerkolonie

Es ist eigenartig, man könnte sagen: Es lag in der Luft, daß in den 90er Jahren bis zur Jahrhundertwende 1901 sich drei Künstlerkolonien oder Malschulen in Norddeutschland bildeten.

Mit dem Jahr 1884 begann Fritz Mackensen das kleine Moordorf am Weyerberg unweit von Bremen: Worpswede – zu entdecken. Er erzählte voll Begeisterung seinen Studienfreunden in Düsseldorf von den schlichten, ernsten Menschen im Teufelsmoor, und Otto Modersohn, Hans am Ende, Fritz Overbeck, Heinrich Vogeler und später noch Carl Vinnen waren die ersten, die die „Worpsweder Künstlervereinigung“ bildeten und Mackensen folgten.

Vier Jahre später entdeckten Prof. Müller-Kaempff, Fritz Wachenhusen, Theobald Schorn und Karl Malchin, die Geschwister Gerresheim und Frieda Menz-Kessel das schmale Fischland zwischen Bodden und Ostsee mit dem Fischerdorf vor dem Darß: Ahrenshoop.

Und 1901 war es Eugen Bracht, der mit seiner Meisterklasse der Akademie der Bildenden Künste in Berlin die märkische und daran grenzende südostmecklenburgische Landschaft,



Frühlingssonne

Ölstudie von Prof. Eugen Bracht, Dresden

das kleine Mecklenburg-Strelitz entdeckte. Ihn reizten die so sehr abwechslungsreichen Landschaftsteile der End- und Grundmoräne mit den Relikten der Eiszeit – den stillen Waldseen, dem kuppigen Hügelland, den Tälern, Bächen und kleinen Städten und Dörfern.

Das Thema dieser Arbeit heißt: Die Stargarder Malerschule. Es wäre einseitig, wenn man auf die soeben erwähnten Künstlergruppen nicht eingehen würde, da nämlich in ihnen auch Schüler Brachts gearbeitet haben und auch ganz in Brachts Kolleg überwechselten.

Sie drängten alle, wie schon bemerkt, unbewußt aus dem akademischen Lehrbetrieb heraus, empfanden die Atelierluft beklemmend und wollten draußen in der Natur realistisch arbeiten. Jedes schlichte Motiv war ihnen wichtiger als eine heroische Landschaft. Sepiacolorit reizte sie nicht mehr. *Farbe, Luft, Licht, diese Dreieinheit war das Ziel.* Zurück zur unverfälschten Natur, der sie bisher nur schulmeisterlich entgegenkamen.

So zogen sie aus, um in der dörflichen Stille bei einfachen Menschen zu sich selbst zu finden und ihr Heimweh nach der Erde, dem Meer, der weiten Ebene und Heidelandschaft zu stillen. Und gerade hier im Teufelsmoor am Weyerberg, nordöstlich der Hansestadt Bremen, bezogen sie Quartier. Hier in der Moorebene, die von kleinen Kanälen durchzogen war, auf denen die Torfkähne mit braunen Segeln langsam vorüberzogen, wo die kleinen rohrgedeckten Häuser der Torfbauern mit ihren blumigen Vorgärten wie Ausruhinseln in der rotbraunen Ebene wirkten, fanden sich die Künstler selbst in ihrer neuen Arbeit. Hier war ein ewig wechselnder Himmel, blau mit weißen großen Flocken, dann aber wieder ein schweres Gewittergewölk – und die Luft der einstigen Meereslandschaft tränkte Baum, Gras, Heide und alles ringsum.

Mackensen ist mit seinen vielen Figurenstudien von jung und alt eigentlich als Porträtist einzureihen. „Trauernde Familie“, „Der Gottesdienst im Freien“ und „Dodenbeer“ sind Gruppenbilder der Worpsweder Torfbauern bei ernstem, feierlichem Anlaß. Hier gestaltete Mackensen Frauen, Männer, Kinder, in Andacht versunken. „Der Gottesdienst“ unter freiem Himmel erinnert an Wilhelm Riefstahls Gottesdienst auf der Rügener Heide. Den Höhepunkt von Mackensens Arbeiten in Worpswede erreichte er in seinem „Madonnenbild“ oder „Der Säugling“ betitelt: Eine Bäuerin, barhäuptig, schlicht gekleidet, sitzt auf ihrem Karrenrand und stillt ihren Säugling.

„Wie unbeschreiblich schön kommt in dem Kopf dieser Frau, die ihr Kind auf dem Schoß hält, der harte Druck des mühevollen Daseins, verklärt von dem ewigen Schimmer der Mutterliebe, zum Ausdruck.“ (Paul Warncke). – Und so suchte Mackensen auf seine Kollegen zu wirken, die dann einer nach dem anderen ihn aufsuchten. Es waren vorerst die vier schon genannten. Sie siedelten sich dann auch in Wopswede an und blieben gleich im ersten Winter im Dorf bei Mutter Behrens. „Kinder, wir wollen auf unserm Stück Erde zusammenhalten wie die Kletten, um später dazustehen wie die Bäume in der Kunst!“ So erlebten sie den Herbst und den Winter und wieder den Frühling gemeinsam. Und „im bewundernden Anschauen“, in aller Stille und dem Nachinnenschauen entstanden Werke, die ihnen 1895 in einer großen Kollektivausstellung im Glaspalast zu München zum großartigen Durchbruch verhalfen. Mit einem Schlage waren die Worpsweder, nach ersten Schmähungen in Hamburg verspottet, jetzt berühmt und anerkannt. –

Modersohn ging ganz andere Wege. Während die Menschen für Mackensen die geliebte Natur waren, in die er sich mit Begeisterung, Ernst und Liebe vertiefte, so war Modersohn der Mann, der die Worpsweder Landschaft entdeckte. Ihm folgte *Fritz Overbeck*, den ich den Birken-Overbeck nennen möchte.

Ein Kritiker schrieb 1895 über die Ausstellung im Glaspalast: „Der Erfolg, den die Maler von Worpswede auf der heurigen Jahresausstellung errangen, hat in der Geschichte der neueren Kunst nicht seinesgleichen. Kommen da ein paar junge Leute daher, deren Namen niemand kennt, und man gibt ihnen nicht nur einen der besten Säle, sondern der eine erhält die große Goldene Madaille, und dem andern kauft die Neue Pinakothek ein Bild ab. Für den,



Fritz Mackensen, Trauernde Familie, 1896, Öl
aus Rilke, Worpswede, Seite 39

der irgend weiß, wie ein Künstler zu solchen Ehren sonst nur durch langjähriges Streben und gute Verbindungen kommen kann, ist das so eine fabelhafte Sache, daß er sie nicht glauben würde, hätte er sie nicht selbst erlebt. Niemals ist eine Wahrheit so unwahrscheinlich gewesen !"

Diese Unwahrscheinlichkeit bezog sich auf Otto Modersohns acht ausgestellte Bilder. Rilke schreibt in seinem Worpsweder Buch darüber: „Alles war Glanz, Klang und atemberaubende Bewegung. Sein „Sturm im Teufelsmoor“ wirkte wie eine Ballade !“.

Ganz anders sein „Herbstmorgen am Moorkanal“. Friedliche Stille und Helle. Wohl eins der freundlichsten, frischen Worpsweder Bilder. Die weißen Birkenstämme mit dem ersten frischen Grün und das sonnenbeschiene Bachwasser, als Blickfang das rohrgedeckte Bauernhäuschen. Modersohn war Schüler von Schirmer und Lessing und auch Bracht. Auch ist wieder typisch für diese Künstlerkolonien der Einfluß Schirmers. Die Begegnung mit Böcklin ist so stark, daß sein „Gestade der Vergessenheit“ ganz diesem Einfluß entsprach.

R. M. Rilke schreibt: „Sich zu Böcklin zu bekehren ist selbstverständlich, an seine Lehre zu glauben nicht gefährlich, da sie längst aufgehört hat, als Ketzerei zu gelten. Und überdies vergißt man, daß gerade die Ganzgroßen den jungen Leute nichts zu sagen wissen, als: „Sei du, sei du!“

Das hat Böcklin damals, als er Modersohns Bilder sah, auch gesagt. Und wir werden noch sehen, daß Bracht ähnlich sich äußerte, als Modersohn zu ihm als Schüler kam.

Modersohns Ausspruch: „Die geheimnisvolle Farbenandacht des Nordens will ich malen. Nicht das Südliche, das seine Farbigeit immer im Munde führt und mit ihr prahlt – sondern Dinge, die innerlich voller Farbe sind.“ Dieser Ausspruch kann für alle drei Künstlergemeinschaften gelten. Bracht hat erst auf Umwegen dahin gefunden, nachdem er Europareisen suchend hinter sich gebracht hat. Auch er hat sich immer wieder der Natur als eines Wörterbuchs bedient. (Ausspruch von Delacroix.) Und je weiter sich der Mensch des 20. Jahrhunderts als Jünger des zivilisierten Europas von der Natur wegbewegt, desto öfter sollte er sich des Wörterbuches der Natur bedienen.

Bei den Worpstedern ist es die geheimnisvolle Moorlandschaft, die mit Sage und Mystik geschwängert ist, und es sind die Torfbauern, die ernst, still, zufrieden in ihrem So-und-Nichtanderssein ihrer Tagesarbeit und dem stillen Abendfrieden nachsinnen.

Bei Bracht und seinen Schülern ist es mehr die halb kleinstädtische Landschaft und die der Heide und Weide mit grasendem Huftier, der Kiefernwald mit seinen sonnenbeschienebenen rötlichen Stämmen; bei Modersohn und Overbeck sind es die schlanken weißen Birken, die in keinem Bild fehlen dürfen.

Die Kindheits- und Jugendeindrücke sind für jeden künstlerisch zu sehen und zu hören veranlagten Menschen für das fernere Leben entscheidend. So auch bei Modersohn. Er nahm seine häusliche Umgebung mit Garten, Mauer, Efeu in seinem jungen Leben mit in die neue Stadt, als er mit den Eltern Soest verließ. Jetzt war es Münster, das ihm Soest ersetzen sollte. Eine Stadt mit Kirchen, Gesang und Pracht, mit Klosterbrüdern. Er betrachtete alles mit feierlichem Ernst.

Weder die Akademie in Düsseldorf noch die Karlsruher Kunstschule boten Modersohn das, was er suchte und brauchte. „Es muß anders werden“ – es wurde auch anders. Worpsted gab ihm den Schlüssel zu dem neuen Lebenstor. Dort entwickelte sich spontan seine künstlerische Handschrift. Es war so, als diktierte jemand oder führte ihm Pinsel und Stift. Er arbeitete pausenlos. Er fand in dieser ernsten Landschaft die neue Sprache und bannte sie auf die Leinwand.

„Hier waren Morgen voll Hoffnung und Heiterkeit und Nächte voll Sterne und Stille; Wucht und Sturm und die Ungeduld junger Pferde vor dem Gewitter.“ (Rilke).

Die große Einfachheit wurde auch ihm, wie Eugen Bracht, als dieser die märkische Landschaft und das Land Stargard entdeckte zur großen Herrlichkeit mit flutendem Leben. War es die Geschichtslosigkeit dieser jungen Worpsted Landschaft – sie war doch verlandetes Meer, Sümpfe im Moor waren noch vorhanden – , die einen Zauber über die jungen aufnahmefähigen Künstler breitete? Vielleicht, Naturgebundenheit, das Leben mit Pflanze und Tier war ein erfüllteres als das städtische.

Modersohns Werk umfaßt einen langen Katalog, wie sollte man deshalb von jedem Bild erzählen! Abenddämmerungen, die im schmalen Kanal sich spiegeln, Mondaufgänge, das paradiesische Abendrot, wie sagt er über alles, was er festhalten möchte doch? „Das Kräftigste, Leuchtendste, Üppigste, wie das Zarteste, Lindeste, Feinste – das Düstere, Tiefe, Satte, wie das Lichte, Heitere, Rauschen und Säuseln, Gold und Silber, Sammet und Seide, alles, alles liegt mir am Herzen!“ Und alles fand er in Worpsted, und alles fand ihn, weil er das „sei du!“ wie im Rausch durchlebte.

1891 machten Mackensen und Modersohn eine Stippvisite in Düsseldorf, aber sie fanden ihre einstigen Kollegen nicht mehr dort. Da kam ein junger Bremer auf Modersohn zu und

fragte kreuz und quer nach dem Dorf Worpswede. Modersohn merkte, daß hinter dieser Neugierde noch etwas anderes steckte. Er lud den jungen Kollegen ein. *Fritz Overbeck* kam und überzeugte sich und wurde der dritte Worpsweder Künstler. Er wurde auch ein Eigener – obwohl seine künstlerische Handschrift mit viel Grafik eine andere war, so waren doch die landschaftlichen Motive denen von Modersohn sehr verwandt. Seine Birken sind sturmbe- wegt, aufgeregt und überaus schlank, fast dramatisch. Eine farbige Schwermut liegt auf seinen Bildern, vor allem in seinen Wolken und Himmeln.

Lassen wir den Kunsthistoriker Richard Muther zu Wort kommen, als er im Herbst 1901 erstmalig nach Worpswede fuhr. Sein Eindruck ist so überzeugend geschrieben, daß er wie ein gemaltes Bild vor uns steht. So wie er sahen auch die jungen Maler das Neuland. „Eine Fahrt nach Worpswede ist wie eine Staroperation: als schwinde plötzlich ein grauer Schleier, der sich zwischen die Dinge und uns gebreitet. Gleich, wenn man der Zweigbahn entstiegen ist, die von Bremen nach Lilienthal führt, beginnt ein seltsames Flimmern und Leuchten. Haben diese Bauern einen Farbendämon im Leib? Oder ist's nur die Luft, die weiche, feuchtigkeitsdurchsättigte Luft, die alles so farbig macht, so tonig und strahlend? Ich blicke auf die blauen Zügel, die mein Kutscher hält. Sie phosphoreszieren und flirren. Ich blicke auf die baumwollenen Handschuhe, auf das tiefrote Brusttuch eines Bauernpaares, das ganz fern auf der Landstraße daherkommt – sie leuchten und strahlen wie von innerem Feuer durchglüht. Da steht ein Arbeiter in hellblauem Kittel neben einem perlgrauen Birkenstamm. Dort hängt auf einer Leine ein roter Unterrock, und er sprüht Farbe wie Purpur. Dort ist eine Bauernhütte, blutig rot gestrichen, ähnlich denen, die es in Norwegen gibt. Doch während dort in der dünnen, durchsichtigen Luft alles sich klar abhebt, wird es in Worpswede zur Tonsymphonie. Diese rote Mauer mit dem saftigen Efeu, dieses hohe, fast bis zum Boden reichende Rohrdach, worüber feuchtgrünes Moos sich wie ein Teppich breitet – o, dieses Moos in Worpswede! Alle Dinge überspinnt es: nicht nur die Stämme der Bäume, auch das Gebälk der Häuser, die Ziegel der Backöfen und das Holz der Zäune. Da schillert es zitronengelb, dort grüngelb, dort bläulichgrün, die ganze Natur in eine Farbenvision verwandelnd! . . .“ So sah auch Overbeck das neue Land.

Der in Schulpforta erzogene Pfarrersohn *Hans am Ende* ist als Vollender der Mackensen-Modersohn-Maler zu deuten. Als Meister der Radierung, aber auch als Maler der Worpsweder Landschaft hat er Hervorragendes geleistet. Bei seinem Münchener Studium boten ihm die neue Pinakothek und vor allem die Schackgalerie viel Anregung; ebenso auch Böcklin und seine Freunde Slevogt und Sauter. Sein Ausspruch gleicht dem seiner Kollegen: „Rücksichtlich sei der edle Mensch und rücksichtsvoll! Darum, ihr angehenden Kunstjünger, besucht den akademischen Elementarunterricht, er kommt am billigsten. Wer dann unter euch ein gottbegnadeter Flötenspieler ist, der bläst beizeiten die eigne Melodie, in der Schule lernt er nur den eintönigen Chorus. Studiert die alten Meister, legt zur rechten Zeit eure eigene Individualität in die Waagschale, dann werdet ihr ziemlich genau erkennen, was ihr vermögt. Andere Wege gibt es heutzutage nicht!“

Hans am Ende war Mackensen schon in der Münchener Diezschule begegnet. Sie wurden Freunde, und die abendlichen Gespräche trugen zu ihrer Entwicklung bei.

Auf der Münchener Ausstellung 1895 hatte Hans am Ende u. a. seine große Radierung nach Eugen Brachts „Grabmal Hannibals“ gezeigt. (Wieder eine Beziehung Brachts zur Worpsweder Künstlergemeinschaft). Diese Radierung war eine ausgezeichnete Arbeit, die „großes Verständnis für das Wesen malerischer Werte verriet“.

In seinen Birken und Wiesen ist eine so große Helligkeit wie sie bei den anderen Kollegen nicht zu finden ist. Die große Schwermut Modersohns, obwohl er auch Motive in der Abenddämmerung wählte, zeigt er nicht.

Und nun der letzte der fünf ersten Worpsweder: *Heinrich Vogeler* – der Alleskönner, der Märchenerzähler in seinen Bildern, der Mann des Widerspruchs und der Alleskenner, der Reformier und Idealist, der Träumer wie kaum ein anderer! Ein Mensch, der mit Frömmigkeit

an seine Arbeit geht, aber beileibe mit keiner theologischen. Es ist mehr eine Ehrfurcht vor dem schöpferischen Denken und Gestalten. „Es wird einmal sein“ – so beginnen seine Märchen in Zeichnung und Radierung. Er offenbart uns das, was er ersehnt. Er ist der Evolutionär des Jugendstils, einer *neuen* Aussageform in der dekadent gewordenen Sprache der Kunst. Er geht als Freund der Worpsweder Landschaft mit seinen vier Kollegen konform, jedoch stellt er den Menschen, sei es Frau oder Mann, in sie als Horcher, Träumer, Beter, Liebender hinein. Er beseelte als Architekt, Kunsthandwerker, Maler, Grafiker, Illustrator u.s.w. jeden Werkstoff mit einer eigenwilligen Formsprache, die die Epoche des Jugendstils stark beeinflusste.

Vogelers Barkenhof war hinfort die Zentrale, der geistige Mittelpunkt der Worpsweder Künstlerkolonie. Nach 1918 war Vogeler politischer Aktivist des Kommunismus. Er zog nach Rußland.

Es ist im Rahmen dieser Arbeit nicht möglich, auf die anderen Künstler, z. B. Paula Modersohn-Becker (1876-1907), die den klaren Durchbruch zum Impressionismus vollzog, der eine Frucht ihres mehrmaligen Pariser Aufenthalts geworden war, oder auf die Bildhauer Bernhard Hoetger (1874-1950) und Clara Westhoff-Rilke (1878-1954) und viele andere einzugehen. Daß Worpswede mit seiner natürlichen Kunst internationalen Ruf sich eroberte, verdankt es zu einem nicht geringen Teil auch Paula Modersohn und Bernhard Hoetger.

Ahrenshoop und Stargard blieben mehr oder weniger regional begrenzt im Vergleich zu Worpswede und fanden auch nicht so bedeutende Nachfolger wie die ersten Worpsweder.

Und nun wollen wir auf das Fischland wandern und Ahrenshoop einen Besuch machen.

Fortsetzung folgt

Eingang

Wer du auch seist: Am Abend tritt hinaus
aus deiner Stube, drin du alles weißt;
als letztes vor der Ferne liegt dein Haus:
Wer du auch seist.

Mit deinen Augen, welche müde kaum
von der verbrauchten Schwelle sich befrein,
hebst du ganz langsam einen schwarzen Baum
und stellst ihn vor den Himmel: schlank, allein.
Und hast die Welt gemacht. Und sie ist groß
und wie ein Wort, das noch im Schweigen reift.
Und wie dein Wille ihren Sinn begreift,
lassen sie deine Augen zärtlich los . . .

Rainer Maria Rilke
Das Buch der Bilder

Professor Maximilian Haberland ein Nachkomme von Martin Luther, Lucas Cranach u. Hans von Bora Von Ernst Haberland

Maximilian Haberland, dessen zahlreiche Nachkommen in seiner Wahlheimat Mecklenburg, in Vorpommern, im Norden, Süden und Westen der Bundesrepublik und in England leben, kam 1879 im Alter von 26 Jahren nach Neustrelitz. Dort hat er bis an sein Lebensende an der Realschule als Lehrer für Mathematik und Naturwissenschaft gewirkt. Er dürfte der älteren Generation noch als „Knöker Haberland“ bekannt sein. Seine Wiege stand in Kahla (Sachsen-Altenburg) d. h. in Thüringen. Dort wurde er am 26. 10. 1853 geboren. Er starb am 15. 9. 1918.

Seine Vorfahren stammen zum weitaus überwiegenden Teil aus dem mitteldeutschen Raum (Sachsen/Thüringen). Auffallend ist die große Zahl von Theologen unter ihnen.

Der Vater Richard Haberland (1819–1871) war Notar in Kahla und Lucka (Sa.-Altenburg). Beide Großväter Christian Friedrich August Haberland (1791–1853) und Carl Heinrich Becker-Laurich (1792–1868) waren Pfarrer. Von den 4 Urgroßvätern waren 3 – Joh. Aug. Friedr. Haberland (1753–1796), Karl Christoph Schede (1760–1836) und Christian Gottfried Becker (1739–1793) – Theologen. 4 von den 8 Ururgroßvätern (2 nicht bekannt, also von 6) waren ebenfalls Theologen. Insgesamt sind unter seinen Vorfahren 27 Theologen (darunter Martin Luther) nachgewiesen.

So nimmt es nicht wunder, daß er eine Pastorentochter geheiratet hat, und daß beide Söhne (Ernst Richard, Pastor in Woldegk, auch mit einer Pastorentochter verheiratet gewesen, und Martin, gestorben als Student) Theologen wurden.

Die Vorfahrenreihe führt sowohl zu Martin Luther als auch zu Lucas Cranach, darüber hinaus viermal zu Hans von Bora (Herr auf Deutsch-Bora, gest. vor 1433), wie es der Auszug aus der Ahnentafel zeigt.

Anmerkungen zur Übersichtstafel

- 1 Hans von Bora II
wird als Herr auf Deutsch-Bora 1389–1399 erwähnt, gestorben vor 1433. Sein Vater Hans von Bora I, geboren um 1310, verkauft 1337 Wendisch-Bora (heute Wendischbora) und gründet Deutsch-Bora (heute Deutschenbora).
Zuerst erwähnt wird ein von Bora im Jahre 1071 als „freier slavischer Edler“ im Dorf Bora bei Nossen (zwischen Meißen und Dresden).
Nach Prof. D. Kroker zu Leipzig in seinem Buch: Katharina von Bora (1906, 2. Auflage 1925 Verl. v. Joh. Hermann in Zwickau) ist der Name Bora slavischen Ursprungs (Bor bedeutet Föhre oder Kiefer).
- 2 Hans von Bora genannt von Bergenthal
Herr auf Frankenberg, Mitherr mit Bruder Siegmund auf Deutsch-Bora und auf Hirschfeld, gestorben 1480 in Torgau, Kanzler Herzog Albrechts, zieht nach Palästina und wird 1476 in Jerusalem Ritter vom Hl. Grabe.
- 3 Seine Schwester Elisabeth von Bora
heiratet in Leipzig am 1. 11. 1438 Cunz (Konrad) Preußer – erwähnt in Leipzig 1435–1466; gestorben nach 1466, vor 1473; 1438 belehnt mit der Altenburg u. d. Fischzoll ebd. und dem Kirchenlehen zu Seehausen.
- 4 Martin Luther
geboren in Eisleben am 10. 11. 1483, gestorben ebd. am 18. 2. 1546, beigesetzt in der Schloßkirche zu Wittenberg.
17. 7. 1501 in Erfurt immatrikuliert, 1502 Baccalaurus, 1505 Magister, danach 1505 Eintritt in das Schwarze Kloster der Augustiner-Eremiten zu Erfurt, 3. 4. 1507 Priesterweihe, 1508 Dozent, Professor für Philosophie, Physik und Dialektik an der Universität Wittenberg, 18. 10. 1512 D. theol., 1515 Professor der Theologie in Wittenberg, Vicar des Meißner u. Thüringer Districts des Augustinerordens. Reformator seit dem 31. 10. 1517.
Heiratet in Wittenberg am 13. 6. 1525 Katharina von Bora.
Der Vater Martin Luthers war der in Möhra bei Schmalkalden (um 1458) geborene und am 29. 5. 1530 in Mansfeld verstorbene Hans Luther (Luder), seit 1484 in Mansfeld, 1497 Ratsherr, 1520 im inneren Rat, Besitzer von 2 Schmelzöfen und Hausbesitzer (Vermögen 1000 Th.), er heiratet um 1480 Margarethe Lindemann, geboren in Eisenach um 1460, gestorben in Eisleben am 30. 6. 1531, Tochter des Zieglermeisters und Bürgers Lindemann in Eisenach.
Großvater Heine Luder (1430 bis etwa 1510) war Bauer und Bergmann in Möhra, Urgroßvater Luder Bauer in Möhra.
- 5 Katharina von Bora
geboren am 29. 1. 1499 in Lippendorf bei Kieritzsch (zwischen Leipzig und Altenburg), gestorben am 20. 12. 1552 in Torgau, beigesetzt in der Marienkirche zu Torgau.
Ihre Mutter starb, als Käthe 6 Jahre alt war (1505). 1506 heiratete ihr Vater zum zweiten Mal. Nachdem sie erst die Klosterschule in Brehna besucht hatte, brachte der Vater 1509 die Zehnjährige in das Zisterzienserinnen-Kloster Gottesthron zu Nimbschen bei Grimma. 1515 wurde sie eingesegnet. Zu Ostern 1523 floh sie zusammen mit acht anderen Nonnen aus dem Kloster. Als sie am 13. 6. 1525 Martin Luther heiratete, war Lucas Cranach Trauzeuge, der auch mit Bugenhagen und Apel zusammen Brautwerber M. Luthers gewesen war.
Aus der Ehe mit Martin Luther gingen sechs Kinder hervor.
Im Alter von 47 Jahren wurde Käthe Witwe. 1552 floh sie vor der Pest aus Wittenberg (das sie 1547 schon einmal nach der Eroberung durch Karl V. fluchtartig hatte verlassen müssen). Auf der Fahrt nach Torgau, wohin auch die Universität übersiedelt war, verunglückte sie bei einem Sprung vom Wagen, als die Pferde durchgingen. Sie zog sich eine Erkältung und Lähmung zu und wurde am 20. 12. 1552 in Torgau von ihrem Leiden erlöst.
- 6 Lucas Moller, geboren in Kronach (Oberfranken) am 4. 10. 1472 als Sohn des Hans Maler und der Schusterstochter Anna (oder Barbara) Hübner, erhält seine Ausbildung in der väterlichen Werkstatt in Kronach. Zwischen 1500 und 1504 hält er sich in Wien auf. Er nennt sich später Meister Lucas Maler, Lucas Maler zu Wittenberg und schließlich nach seinem Geburtsort Lucas Cranach.
1508 heiratet er in Gotha die dort um 1585 geborene Barbara Brengbier (gestorben in Wittenberg 1541).

Der Sächsische Kurfürst Friedrich der Weise berief 1504 den 32jährigen Lucas aus Kronach nach Wittenberg an seinen Hof. Dort brachte er es zu hohem Ansehen. Er war nicht nur Kurfürstl. Sächs. Hofmaler, sondern mehrte seinen Wohlstand durch noch andere Betätigung. So besaß er die größte Malerwerkstatt mit Lehrlingen, Knechten und Gesellen, die je ein deutscher Maler sein eigen nannte. Er erwarb das größte Haus in Wittenberg (mit einer Apotheke, in der er seine Farben reiben ließ) und weitere Hausgrundstücke in Wittenberg, Coburg und Gotha. Auch eine eigene Buchhandlung und Druckerei besaß er. Er galt als einer der reichsten Bürger der Stadt und wurde 1519 Ratsherr, dann Ratskämmerer und schließlich 1537/38, 1540/41 und 1543/44 Bürgermeister von Wittenberg.

Als Kurfürst Johann Friedrich der Großmütige, der Enkel Friedrichs des Weisen und der dritte Kurfürst, dem Cranach als Hofmaler diente, im Schmalkaldischen Krieg 1547 in der Schlacht bei Mühlberg von seinem albertinischen Vetter Moritz und Kaiser Karl V. geschlagen und als Gefangener nach Süddeutschland gebracht wurde, blieb Lucas Cranach entgegen dem Befehl seines Herren, ihm in die Gefangenschaft zu folgen, zunächst in Wittenberg. Erst nach drei Jahren reiste er seinem Herrn nach, um nach weiteren zwei Jahren mit ihm zusammen in Weimar einzuziehen, wo er am 16. 10. 1553 starb.

Mit Luther hat ihn eine persönliche Freundschaft verbunden, die zu gegenseitiger Gevatterschaft führte. Luther war im Jahre 1520 Pate von Cranachs Tochter Anna, während Cranach seinerseits Luthers ältesten Sohn Hans 1526 aus der Taufe hob.

Theologen in dieser Reihe außer Martin Luther

7 Polykarp Leyser I

geb. Winnenden/Württbg. 18. 3. 1552, gest. Dresden 22. 2. 1610. Professor der Theologie in Wittenberg, später Oberhofprediger und Generalsuperintendent in Dresden. Am 22. 10. 1590 in den Reichsadelsstand erhoben.

8 Polykarp Leyser II

geb. Wittenberg 20. 11. 1586, gest. Leipzig 15. 1. 1633.

Professor der Theologie und Superintendent an der Thomaskirche in Leipzig, wie die Superintenden-ten an der Thomaskirche bis in das 19. Jahrhundert hinein auch immer Theologie-Professoren an der Universität Leipzig waren.

9 Johann Martin I Luther

geb. Zeitz 11. 11. 1616, gest. Wurzen 13. 7. 1669.

Propst zu Meißen.

10 Friedrich Wilhelm Leyser

geb. Leipzig 4. 9. 1622, gest. Magdeburg 25. 8. 1691.

Oberdomprediger in Magdeburg.

11 Karl Heinrich Schede

geb. Griefstedt b. Heldrungen 23. 11. 1721, gest. Frießnitz b. Weida 2. 4. 1800.

Pastor in Liebstedt b. Weimar.

12 Karl Christoph Sigismund Schede

geb. Liebstedt b. Weimar 29. 5. 1760, gest. Frießnitz 20. 11. 1836.

Pfarrer in Frießnitz.

13 August Benedict Glauch

geb. Weissenfels 12. 5. 1709, gest. Espenhain b. Borna 11. 9. 1768.

Pfarrer in Großpötschau und Espenhain.

14 Christian Gottfried Becker

geb. Chemnitz 30. 12. 1739, gest. Mittweida 27. 4. 1793.

Oberpfarrer in Mittweida.

15 Carl Heinrich Becker genannt Becker-Laurich

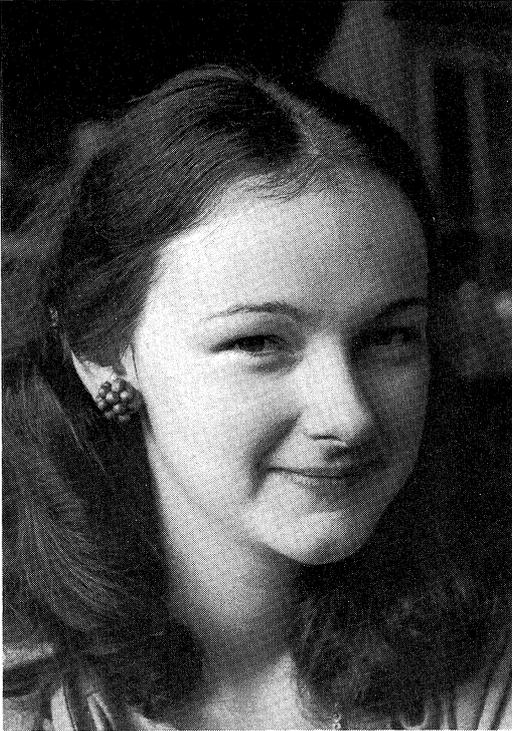
geb. Mittweida 15. 9. 1792, gest. Lucka 22. 11. 1868.

Geistlicher Inspektor und Oberpfarrer in Lucka.

16 Christian Friedrich August Haberland

geb. Lobsdorf b. Glauchau 3. 8. 1791, gest. Jena 29. 6. 1853.

Pfarrer in Altendorf.



Yasmine Backhaus

*Ein neuer Stern
am Pianistenhimmel ?*

Gibt es in der Roboter- und Weltraum-Ära überhaupt noch Erdmenschchen, die sich den Musen derart widmen, daß sie zu wahrhaftigen Künstlern werden? Zu Künstlern wie jene kongenialen Klaviervirtuosen der vergangenen Epoche? Kann man erwarten, heutzutage wieder auf Titanen des Klaviers, auf Interpreten zu treffen, die im Konzertsaal eine Atmosphäre zu erzeugen vermochten, wie sie bei Liszt oder Busoni, bei Cortot, Rubinstein und Kempff zu finden war, wenn die Zuhörer vom Sitz gerissen wurden oder in tiefe Andächtigkeit gerieten? Tonband und Schallplatte, Technik und Hektik scheinen dies alles verdrängt zu haben, und auch das Publikum ist anders geworden. Mehr denn je weicht der Idealismus dem Materialismus, auch in der Kunst . . .

Gegenwärtig läßt sich nirgends ein gigantischer Künstler finden. Die Großen sind tot oder sehr alt und die Pollini, Eschenbach, Gelbert oder Argerich genießen zwar hohes Ansehen (in kleinen Kennerkreisen), doch wird ihnen die weltweite Bewunderung und faszinierende Größe ihrer berühmten Pianistenvorfahren heutzutage nicht zuteil. Nicht einmal Reichtümer sind ihnen gewiß – wenn man die ideellen ausnimmt. Und dennoch streben Tausende von Musikstudenten in Europa, Amerika, Rußland und Japan nur einem Ziel zu: dem Konzertpodium! Reicht da nur Begabung? Oder nur Fleiß? Oder nur Beziehungen? Oder nur Unabhängigkeit? Und gelingt jemandem aus diesen hervorquellenden Pianistenscharen der Durchbruch?

Vielleicht sind es in Deutschland zwei oder vier oder zehn jener herausragenden Musikstudenten, denen der Aufstieg glückt. Über eine von diesen lohnt es sich zu berichten: Yasmine Backhaus.

Diese durch ihr Spiel, durch ihren Charme und durch ihre Natürlichkeit gleichermaßen beeindruckende, 1959 geborene Studentin entstammt einer Juristenfamilie, die sich kontinuierlich den schönen Künsten widmet: Der Vater ist in seiner Freizeit weit mehr als nur ein gelegentlicher Kunstmaler, dessen Gemälde mancher Galerie alle Ehre bereiten würden, und die Mutter malt nicht minder gut und ist obendrein studierte Klavierpädagogin! Die Eltern sowohl wie vor allem die in dieser familiären Atmosphäre lebende Tochter verfallen angesichts so viel künstlerischer Emotionen nun beileibe nicht einem phantastischen und weltbeglückenden Erfolgsrausch, sondern vielmehr nennt man die Dinge beim

rechten Namen. Der als Vorsitzender Richter in der idyllischen Schwarzwaldmetropole Freiburg tätige Vater sieht ebenso wie die fröhlich-charmante Mutter keine Bäume in den Himmel ragen; man erkennt nüchtern die Realitäten! Und weil vor allem die einzige Tochter, jene nette, lustige, unbeschwert wirkende und überaus sympathische Yasmine Backhaus sich diesen Blick zu eigen macht, obwohl man wegen ihres Talents in Versuchung geraten könnte, Ausnahmen gelten zu lassen, darf von ihr allein hier die Rede sein.

Manchmal übte sie Klavier, manchmal spielte sie Klavier, aber zum Instrument zog es sie seit ihrem 6. Lebensjahr, als ihre Eltern die Neigung erkannten, Tag für Tag hin. Bis 1972 erteilte ihr die Mutter Klavierunterricht und wies sie systematisch und sehr gründlich in die fürs ganze Leben so richtungsweisenden Grundlagen ein. Mit Czernys Etüden und dem Fröhlichen Landmann, mit der Schule für Geläufigkeit und einem Mozart-Rondo begnügte sich aber die kleine Schülerin sehr bald nicht mehr. Präludien und Fugen aus Bachs Wohltemperiertem Klavier, einige Sonatinen und Sonaten von Scarlatti, Mozart und Beethoven, Klavierstücke von Brahms und Debussy folgten und ließen deutlich erkennen, daß in Yasmine Backhaus weit mehr steckt als eine Begabung! Schon 1970 und in den darauffolgenden Jahren gewann sie Musikwettbewerbe und hob sich von den vielen Mitspielerinnen erfolgreich ab.

Die durchaus wohl abwägenden Eltern sprachen mit dem an der Musikhochschule Freiburg lehrenden Professor Robert-Alexander Bohnke, einem Künstler hohen Ansehens, dessen Mutter der Familie Mendelssohn-Bartholdy entstammt und der selbst ein international renommierter Konzertpianist ist. In ihm fanden sie einen vorzüglichen Lehrer, der Yasmine Backhaus bis 1977 förderte und während der Jahre auch mit den ersten Großwerken der Klavierliteratur vertraut machte.

Im Jahre 1976, als 17jährige, gab sie mit dem Philharmonischen Orchester Freiburg ihr Debüt und spielte mit stupender Technik und erstaunlichem Einfühlungs- und Kontrastierungsvermögen das sehr anspruchsvolle 3. Klavierkonzert von Rachmaninoff. Der Applaus des sämtliche Sitze im Theater einnehmenden Publikums wollte kein Ende nehmen, denn die überaus bescheidene, sympatische Interpretin hatte sich durch ihr souveränes Spiel die Herzen aller erworben. Derbe Akkorde, kristallklare Triller und leidenschaftlich herausgearbeitete Themenführung wußte sie überzeugend darzubieten. Auch die Presse war sich sogar einig: Glänzend! Großartig! Vortrefflich!

Natürlich horchen nicht nur die Interessenten auf, sondern auch Fachleute. Eine derart gelungene Darbietung des schwierigen d-moll-Konzertes durch eine blutjunge Nachwuchspianistin gehört schließlich nicht zu den Alltäglichkeiten. Schon kurze Zeit später meldete sich Yasmine Backhaus mit einem Klavierabend zu Wort, der nicht minder bedeutsam war: Große Werke wie die Es-Dur-Sonate „Les Adieux“ von Beethoven und Schumanns C-Dur-Fantasie riefen Erstaunen und Begeisterung hervor. Hervorstechend waren wieder die Kriterien des „Wie“ und nicht nur des „Dass“ gespielt und beherrscht wurde!

Inzwischen war Yasmine Backhaus in die Meisterklasse der spanischen Pianistin Rosa Sabater, einer glänzenden Pädagogin der Freiburger Musikhochschule, übergewechselt, nachdem sie fast nebenbei auch noch ein gutes Abitur gemacht hatte. Schon bald folgten weitere Konzertangebote, und im Oktober 1979 wird sie erstmals in Berlin konzertieren, einmal mit dem Radio-Sinfonie-Orchester und zudem noch im Rahmen eines Klavierabends.

Obwohl – wie könnte es anders sein – ihr Repertoire noch nicht komplette Werksketten umfaßt, trug sie auch bereits Stücke vor, die absoluten Seltenheitswert besitzen: Sie spielte das D-Dur-Violinkonzert in Beethovens ursprünglicher Klavierfassung. Dies war für eine kleine Großstadt eine echte Novität, der man gebührend Aufmerksamkeit schenkte. Aber auch hier zeigte sich, daß eine so junge Pianistin imstande ist, was reifen Klavierspielern noch häufig verborgen bleibt: Tiefgründigkeit, Authentizität und gefällige Leichtigkeit. Obwohl mit ihrem großen Namensvetter Wilhelm Backhaus nicht verwandt, wandelt sie dennoch ein wenig auf seinen Spuren. Und dies ist es, was sie offenbar von ihren Altersgenossinnen in Paris und Moskau, in New York und Tokyo unterscheidet: die spielerische Leichtigkeit!

Ob vielleicht doch einmal ein Stern am Pianistenhimmel unserer Zeit erscheint, der wenigstens einigen aufmerksamen Musikliebhabern deutlich zu machen versteht, was für ein unbeschreibliches Prickeln entstand, wenn in früheren Musikepochen die Zuhörer bisweilen den Atem anhielten?

Hans-Peter Range

Neustrelitzer Schulzeit am Gymnasium Carolinum in der Glambecker Straße um die Jahrhundertwende

Von Wilhelm Westphal

I. Die alte Schule und ihre Lehrer.

Das alte Gymnasium Carolinum in der Glambecker Straße beherbergte auch die vier Elementarklassen: Nona, Oktava, Septima und Sexta, die im Erdgeschoß von der Straße her gesehen links untergebracht waren. Sie hatten anfangs einen besonderen Eingang mit einer Treppe, der später geschlossen, und die Treppe beseitigt wurde, so daß auch die Schüler der Elementarklassen wie alle Besucher der Schule den Eingang über den Schulhof benutzen mußten.

Klassenlehrer waren in Nona Benzin, der gleichzeitig auch Küster an der Stadtkirche war.

Oktava Schulz (Tüter Schulz genannt, weil er immer mit der linken Schulter nach oben zuckte.) Als seine Tochter ein Gesangskonzert gab, erklärte er vor der Klasse, „Wer das Konzert besucht, bekommt eine 2!“

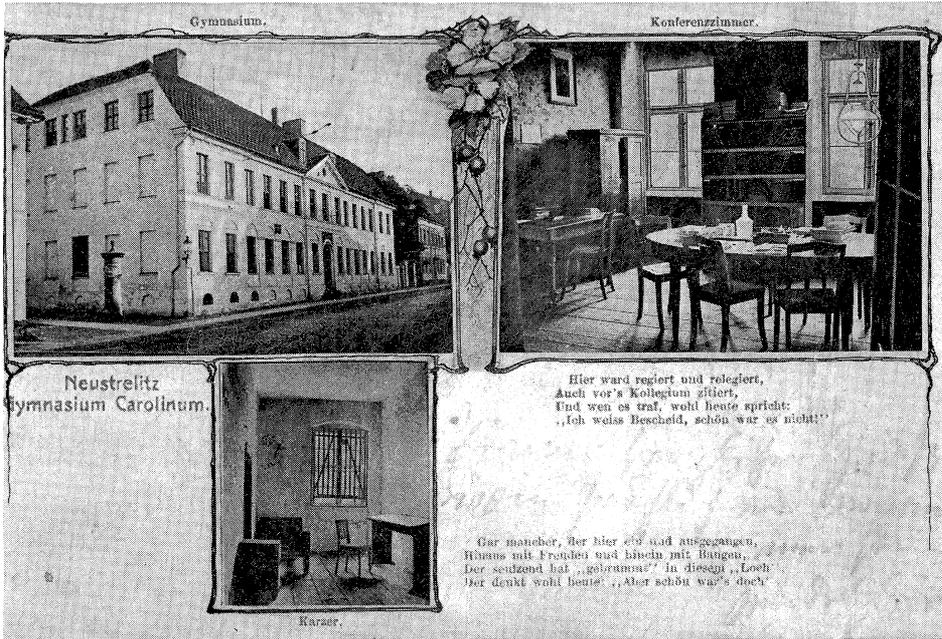
Septima Burmeister

Sexta Winkel, er überragte alle anderen Elementarklassenlehrer bei weitem mit seinem geistigen Niveau.

Im Erdgeschoß von der Straße her gesehen rechts befand sich die Dienstwohnung des damaligen Direktors, Oberschulrat Schmidt (Onkel genannt, weil er trotz seines hohen Alters immer noch im Dienst war). Er starb etwas über 80 Jahre alt und wollte am nächsten Tage seinen Abiturienten das vom Deutschen ins Lateinische zu übersetzende Extemporal diktieren. Für ihn galt eigentlich nur die Leistung in Latein, wer da nicht mitkommen konnte, war bei ihm rettungslos verloren! Er war von Schulpforta kommend berufen worden. Die nicht im Abiturientenexamen sitzenden Primaner ließen sich von einem schnell schreibenden Abiturienten den zu übersetzenden deutschen Text geben und erarbeiteten gemeinsam die Übersetzung. Ihnen wurde es nämlich nach Abschluß des Abiturientenexamens auch als Extemporal gegeben. Natürlich fiel dann die Übersetzung dank der gemeinsamen Vorbereitung sehr gut aus. Und regelmäßig erklärte dann Oberschulrat Schmidt: „Das Extemporal ist nicht zu schwer gewesen, meine Primaner haben es viel besser gemacht!“ Natürlich war der Zusammenhang dem übrigen Lehrerkollegium wohlbekannt.

Das Gymnasium begann dann mit Quinta, das mit den folgenden Klassen im 1. Geschoß und zeitweise auch auf dem Boden untergebracht war. In der Mitte befand sich das Konferenzzimmer mit zum Teil grünen Glasfenstern. In der Mitte stand ein ovaler Tisch mit einer Flasche Trinkwasser und einigen Gläsern. Neustrelitz hatte damals noch keine allgemeine Wasserleitung. Auf dem Schulhof befand sich eine Pumpe, von der das Trinkwasser geholt werden mußte, wie auch in manchen Straßen noch Pumpen vorhanden waren.

Gleich beim Betreten des 1. Geschosses stand rechts ein großer Glaskasten mit ausgestopften Vögeln. Sie wurden aber nicht mehr im Unterricht als Anschauungsmaterial verwandt, nachdem bei einer solchen Vorführung ein Schüler in der Pause vorsichtig mit einem scharfen Messer die Köpfe abtrennt und dann nur mit einer Nadel wieder angesteckt hatte. Der betreffende Lehrer neigte dazu, in der Erregung mit der Faust



Hier ward regiert und relegiert,
Auch vor's Kollegium zitiert,
Und wen es traf, wohl heute spricht:
„Ich weiss Bescheid, schön war es nicht!“

Gar mancher, der hier ein und ausgegangen,
Wimmelt mit Freuden sich hinein mit Bangen,
Der seufzend hat „gegrummelt“ in dieses „Loch“
Der denkt wohl heute: „Aber schbit war's doch“

auf das Katheder zu schlagen. Nun suchte man natürlich, ihn zu erregen. Und prompt fielen allen ausgestopften Vögeln die Köpfe ab! Seitdem wurden sie nie wieder als Anschauungsmaterial im Unterricht verwandt!

Ganz rechts am Ende des Flures lag die Aula, die damals auch für die Prima als Unterrichtsraum verwendet wurde. In dieser Aula fand täglich vor Beginn des Unterrichts eine Andacht statt, die von einem Choral zu Beginn und am Ende eingerahmt war. Die Andachtrede wurde abwechselnd von allen Oberlehrern gehalten und spiegelte die persönliche Einstellung wieder. Dadurch habe ich doch auch manches Wertvolle mitnehmen können.

Die Choräle wurden mit einem Harmonium begleitet, bei dem aber häufig die Pfeifen vertauscht oder überhaupt entfernt waren! Das wirkte natürlich belustigend! Auf dem Boden befand sich noch der Karzer mit vergittertem Fenster.

Aus einer Schülerbibliothek wurden von den Jüngeren zunächst alle Bücher von Karl May fast verschlungen. Wir waren davon so begeistert, daß wir versuchten, im Tiergarten uns einen Wigwam zu bauen, dabei aber doch von dem Aufseher Kühn (wir nannten ihn „Panner Audax“) vertrieben wurden. Dann fesselte uns Felix Dahn mit seinem „Kampf um Rom“. Später lasen wir auch Ganghofer und anderes.

Die Klassenlehrer waren damals:

in Quinta

Trottnow, dessen pädagogisches Mittel vor allem der Rohrstock war. Dabei mußten die vorn sitzenden Schüler den Delinquenten über die Schulbank ziehen und Trottnow erteilte dann mit dem Rohrstock die Schläge,

in Quarta

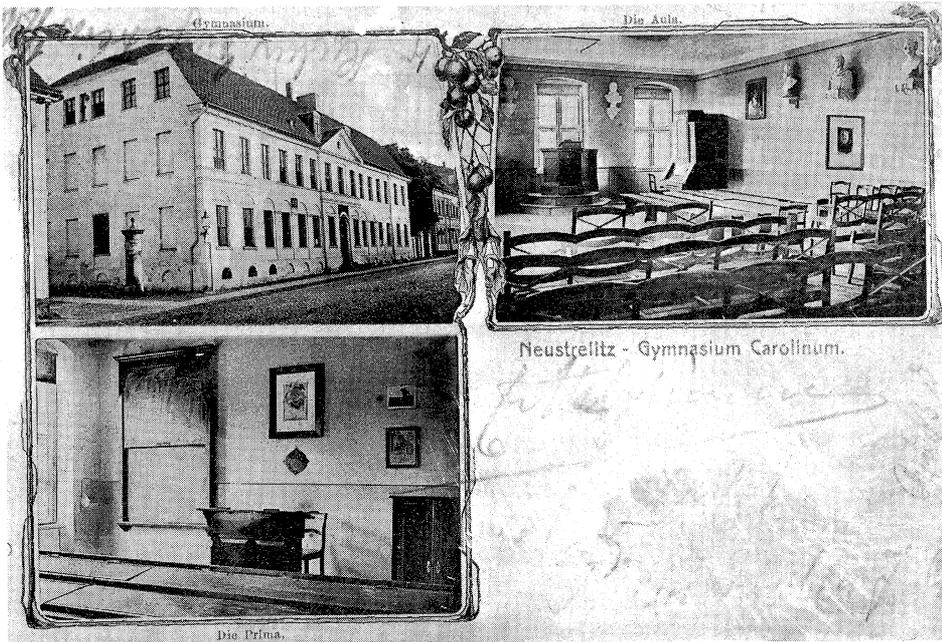
Langmann, Vater unseres Caroliners Langmann. Er verlangte viel, betonte, daß wir nun die Kinderschuhe ausgezogen hätten,

in Untertertia

Illmann, der neu eingetroffen ein überragender Pädagoge war. Ich war als einer der letzten (wir wurden damals noch nach unseren Leistungen gesetzt) von Quarta versetzt worden. Da fragte mich Illmann: „Wie kommt es eigentlich, daß Du hier unten sitzt.“ Ich zuckte die Schultern und sagte weiter nichts. Da wurde ich zu Michaelis der Viertesste und in dieser Situation habe ich mich dann auch bis zum Abitur gehalten! Das verdanke ich Illmann! Wegen seiner großen pädagogischen Fähigkeiten wurde er nach Friedland als Direktor des dortigen Gymnasiums berufen. Da brachten wir in Neustrelitz ihm einen Fackelzug mit dem Hoboistenkorps an der Spitze!

in Obertertia

Tiedt, mit ihm hat sich ein Verhältnis entwickelt, wie es besser überhaupt nicht sein konnte! Nicht nur ein klares Verständnis der Mathematik, so daß ich von hier ab immer in Mathematik und Physik eine eins im Zeugnis hatte. Später als Primaner durfte ich ihm helfen, oben auf dem Boden ein besonderes Physikzimmer einzurichten. Neustrelitz war damals noch nicht mit Strom versorgt, nur das Schloß und das Theater hatten elektrisches Licht. Aber die Stadt hatte gerade Wasserleitung bekommen. So konnten wir unten im Keller eine kleine Turbine anschließen, die dann eine Dynamomaschine antrieb, mit der wir eine Akkumulatorenbatterie oben im Physikzimmer aufladen konnten und so mit einer



Aula mit dem alten Harmonium, bei dem häufig Orgelpfeifen vertauscht oder herausgenommen waren. Von dem großen Katheder aus wurden die täglichen Andachtsansprachen gehalten, und bei der Jahresschlußfeier las von dort der alte Schulrat Schmidt die Namen der Versetzten vor.

Schalttafel uns jeden gewünschten Strom beschaffen konnten. Da habe ich auch mit einer kleinen Röntgenröhre experimentiert. Das Carolinenstift hatte damals noch keinen Röntgenapparat.

in Untersekunda

Grüder. Er gab Französisch und bemühte sich, mit uns einen Dialog mit den gebräuchlichsten Redewendungen zu führen. Wir nannten ihn daher auch „monsieur“. Er war ein begeisterter Soldat, Hauptmann der Landwehr und ist gleich zu Beginn des Krieges 1914 bei Tannenberg gefallen. Er erhielt in Neustrelitz etwas außerhalb des Friedhofs ein besonderes Grab.

in Obersekunda

Dr. Hinrichs, in Mathematik benutzten wir eine von ihm herausgegebene Logarithmentafel. In Physik wurde damals – erst später wurde das von Tiedt eingerichtete Physikzimmer hergerichtet – eine sehr große Reibungs-Elektriermaschine vom Boden heruntergeholt und damit eine Batterie Leidener Flaschen aufgeladen. Da in diese Zeit auch unser Tanzstundenunterricht unter Baumast fiel, waren unsere Gedanken sehr viel bei unsern bei Baumast kennengelernten Schülerlieben. So hatte Hinrichs große Mühe, unsere Aufmerksamkeit zu bekommen! An Winterabenden mit klarem Sternhimmel ging er mit uns zur Beobachtung der verschiedenen Sternbilder. Dabei erklärte er, wie sich ein weiteres noch nicht genau bekanntes Sternbild an das sichtbare anschloß!

in Unterprima

Dr. Rieck. Er verstand es, den gelesenen Text so lebendig zu gestalten, daß wir glaubten, gar nicht mehr im Klassenzimmer zu sitzen, sondern in Rom oder Griechenland bei den Oden des Horaz! Natürlich übersetzten wir alle mit einem Schmok von Reklam. Um unser wirkliches Können zu testen, kündigte er eine Übersetzung aus dem Stegreif an. Da bestellte sich Markau, dessen Vater am Eingang zum Tiergarten wohnte und bei dem wir eine Turkow-Mütze aus dem Krieg 1870/71 bewunderten, bei der Barnewitzschen Hofbuchhandlung „Stegreif, Text und Kommentar“. Daraufhin nannten wir ihn nur noch „Stegreif“. Das ärgerte ihn so sehr, daß er drohte, unsern verbotenen Antrittskommers anzuzeigen. Das geschah auch, und dafür wurde er nach altem Brauch über den Pumpenschwengel auf dem Schulhof gezogen, und jeder versetzte ihm einen Schlag. Auch das zeigte er wieder an, und so erhielten alle Schüler der Klasse ... Stunden Karzer. Dazu wurde man vom Schuldiener in den Karzer eingeschlossen, in dem nur ein Tisch mit einem Stuhl und eine Holzpritsche stand.

Da stand im letzten Weihnachtszeugnis in Betragen „mit . . . Stunden Karzer wegen grober Mißhandlung eines Mitschülers bestraft“. Aber das hat sich nicht auf mein Reifezeugnis ausgewirkt.

in Oberprima

Prof. Dr. Becker. Er hatte den Spitznamen „Fließer“, weil er alles fließend vorgetragen haben wollte. Vor allem aber verlangte er eine eigene Leistung neben dem Gelernten und bewertete das neben der Note mit großen und kleinen Nullen. Er verstand es großartig, uns auch in künstlerische Darstellungen einzuführen, und wir schmückten das kahle Klassenzimmer mit sehr hübschen Steindruckern.

Als einmal Ernsting Krüger (Sohn von Sparkassen-Krüger, Ecke Töpfer- und Tiergartenstraße) zum Übersetzen aufgerufen wurde, aber entgegen seines sonstigen Fleißes diesmal nicht vorbereitet war und deshalb schnell um einen Schmok bat, gab ihm der hinter ihm sitzende Wohlfahrt statt des Schmokes ein Stück Holz, wie es zum Heizen des braunen Kachelofens vom Schuldiener bereit gelegt war. Wutentbrannt schleuderte Ernsting das Stück Holz in die Klasse. Fließer Becker sagte erstaunt: „Ist der Mann verrückt geworden?“ und fügte hinzu, „drei große und zwei kleine Nullen hat er“.

Als der alte blinde Großherzog Friedrich Wilhelm 1904 starb, wurden in Neustrelitz große Trauerfeierlichkeiten in höfischer Form abgehalten, zu denen jeder, der Rang und Würden trug, mit der dazugehörigen Uniform erschien. So mußte auch Fließner Becker im Ratsrange wie Hofrat Wohlfahrt in Uniform erscheinen. Dazu hatte er seine Uniform, die nur sehr selten benötigt wurde, zum Nachsehen zum Schneider geschickt. Dieser hatte aus Versehen einen großen Staubpüschel mit der Uniform zurückgeschickt. Fließner Becker nahm diesen Staubpüschel und steckte ihn auf seinen vorgeschriebenen Dreispitz. Als Wohlfahrt ihn so kommen sah, meinte er: „He dücht sich wohl mihr, as wi sünd“.

Zu diesen Lehrern kam dann Carl Nahmacher, der vorher Prinzenzieher des Prinzen Borwin gewesen war und damit besondere Erfahrung beim Heranwachsen eines jungen Menschen gesammelt hatte. So verstand er es, schnell mit uns Kontakt zu bekommen und war bemüht, uns über die Reifezeit gut herüberzubringen. So begeisterte er uns u. a. für das „Müllern“ und hielt mit uns auch Manöver ab, bei dem er hoch zu Roß Anweisungen gab. Mit seiner Art der Erziehung stand er völlig außerhalb der üblichen Schulmethoden. Wir haben ihm auch viel für seine Mühe zu danken.

Wenn auch nicht direkt zum Lehrerkollegium gehörend, hat sich doch trotz aller Schwierigkeiten unser Gesanglehrer Busch große Verdienste um den von ihm geleiteten Kirchenchor und unser Musikleben erworben.

In unserem Stundenplan war damals Musik überhaupt nicht vertreten. So stand für eine Betätigung auf diesem Gebiet nur der schulfreie Nachmittag zur Verfügung. Natürlich wollten die meisten Schüler diese freie Zeit nicht opfern. Trotzdem gelang es Busch einen Kirchenchor zusammenzustellen, der überwiegend aus Schülern bestand. Dazu kamen noch einige Lehrer von der Bürgerschule, die gute Stimmen hatten. Dieser Kirchenchor brachte beachtliche Leistungen. Er wurde zu Familienfeierlichkeiten gegen Bezahlung herangeholt und gab auch selbst Konzerte, so daß auch die beteiligten Schüler davon Einnahmen hatten. Ich selbst habe ein in der Feldberger Kirche veranstaltetes Konzert von dem Kirchenchor erlebt. Die Kirche war voll besetzt.



Der Kirchenchor, aufgenommen auf dem Schulhof vor dem Eingang zum Schulgebäude: Oberste Reihe von links Lehrer Benzin (Nona), ein Lehrer von der Bürgerschule, Lehrer Winkel (Sexta), 4 weitere Lehrer von der Bürgerschule, Gesanglehrer Busch.



Musikzirkel mit folgenden Teilnehmern: Wilh. Woisin, Ernst Krüger, Hans Busch, Robert Buhrow, Wilh. Westphal, Schmidt, Klaus Becker, Hans Westphal, Geissler, Carl Adolf Jacobi

Außerdem unterstützte Busch uns, als wir ein Schülerorchester zusammenstellten. Dazu gründeten die Beteiligten den Musikzirkel. Aus den Beiträgen bestritten wir die Ausgaben für Noten. Für das gute Zusammenspiel übte Busch mit uns in völlig uneigennütziger Weise. So konnten wir auch zur 100-Jahrfeier des Gymnasiums 1906 ein gelungenes Konzert von unserem Schülerorchester beisteuern, an dem Klavier (vierhändig gespielt), Geigen und Cello beteiligt waren.

II. Die Schüler und ihr Leben

Soweit nicht Schüler von der Sexta nach Quinta versetzt waren, sondern auch Schüler von auswärts das Gymnasium mit Quinta beginnend besuchen wollten, mußten sie sich einer Aufnahmeprüfung unterziehen. Dazu war auch der Haupteingang von der Straße her geöffnet, ebenso wie zur öffentlichen Schlußfeier des Schuljahres. Sonst war der Zugang zur Schule nur über den Schulhof möglich. Bei dieser Aufnahmeprüfung warteten natürlich die Eltern oder sonstige Angehörige, die die Jungs zur Prüfung brachten, voller Spannung auf das Ergebnis.

Soweit es nicht Fahrschüler waren (z. B. von Alt-Strelitz und Stargard) wurden die neu aufgenommenen in Pensionen untergebracht, die streng nach Jungen- und Mädchen-Pensionen getrennt waren. So hatte z. B. meine Pensionsmutter, Fräulein Nahmmacher (Tante Emming genannt) nur Jungs, ihre Schwägerin, die verwitwete Frau Pastor Nahmmacher, nur Mädchen in Pension. Alle Schüler trugen farbige Klassenmützen. Sie wurden vom damaligen Kürschner König (im Anfang der Zierkerstraße gelegen) in allen benötigten Größen vorrätig gehalten. Das war der erste Gang nach Schluß des Schuljahres. So konnte man ohne weiteres erkennen, in welcher Klasse der Schüler sich befand.

Nach einer Vereinbarung mit dem in Neustrelitz liegenden Grenadierbataillon konnte man für eine Gebühr von 3,- M. Schwimmunterricht auf der Militärbadean-

stalt am Glambecker See erhalten. Das wurde auch von jedem Schüler wahrgenommen. Diese Militärbadeanstalt hatte ein Schwimmbecken, etwa 25 m² groß, das von einem auf Tonnen schwimmenden Gang eingerahmt war. In dem Schwimmbecken konnte man nicht gründen, es hatte eine Tiefe von ca 5 m. Zur Sicherheit saß am Rand, zum Schwimmbecken an einem Sprungturm ein nur mit Drillichzeug bekleideter Soldat. Er trug einen Gürtel, an dem eine lange aufgerollte feste Leine, aufgewickelt auf einer Rolle, saß. So konnte er beim Untergehen eines Schwimmers sofort nachspringen und dann mit der Leine hochgezogen werden.

Zum Unterricht kam man an eine Angel, wobei man mit einem Gürtel über der Brust an zwei Leinen hing, die von dem Lehrer entsprechend gehalten wurden. Nach dem Kommando: ‚ah, eins, zwei, drei‘ mußte man die Bewegungen ausführen. Man wurde als Schwimmer anerkannt, wenn man eine halbe Stunde an schlapper Leine im Bassin geschwommen und dann am nächsten Tage zwanzig Minuten ohne Leine, nur mit einer kurzen an einigen Korken schwimmenden Leine, auf dem See außerhalb des Bassins geschwommen war. Ein Boot, in dem der Lehrer mit Begleitenden und Decken saß, fuhr zur Kontrolle nebenher.

In der Kantine gab es für zehn Pfennig ein Brötchen und eine warme Bockwurst!

Zum Turnen versammelten sich die Schüler auf dem hinter dem Schützenhause liegenden Turnplatz am Dienstag- und Freitagnachmittag. Dort wurde die Fahne an einem dazu stehenden Pfahl befestigt und zunächst ein Lied aus unserem Turnliederbuch gesungen. Vorher waren die Mützen in dem Turngerätehaus abgelegt. Die Primaner waren die Vorturner, trugen lange weiße Hosen. Dann wurden die benötigten Turngeräte aus dem Gerätehaus geholt. Das Turnen begann um 17.00 Uhr, nach einer Stunde gab der Hornist ein Signal zum Wechseln an den Geräten und um 19.00 Uhr wurden nach einem weiteren Hornsignal die Geräte wieder in das Haus gebracht und mit wieder aufgesetzten Mützen zum Einmarsch in die Stadt angetreten. Voran marschierten Trommler und Pfeifer. Auf dem Markt wurde gegenüber von Lüdeke aufmarschiert und weggetreten.

Traditionell wurde ein Frühlingsmarsch nach Weisdin oder Hohenzieritz an einem Turnnachmittag unternommen. Dabei konnten wir die Straße verlassen und in aufgelöster Form durch den Wald, vorbei am Krebssee, gehen. In Weisdin wurde die alte Burg und in Hohenzieritz das Sterbezimmer der Königin Luise sowie ein Denkmal, in das das erste Eiserne Kreuz eingeschlossen war, besichtigt. Nach Erfrischungen mit Bier oder Limonade wanderten wir dann wieder nach Hause und marschierten in der üblichen Ordnung mit Musik in die Stadt ein.

Weiter wurden Turnerfahrten von der Dauer eines Tages in die Städte unternommen, wobei auch Bahnfahrten eingeschlossen waren. Im Abstand von 2 Jahren führten die Lehrer eine einwöchige Fahrt mit den dazu bereiten Schülern aus Sekunda und Prima in den Pfingstferien ins Riesengebirge oder nach Thüringen durch. Wir Schüler schliefen dabei auf Stroh in einem größeren Raum.

Im Winterhalbjahr durften nur Sekundaner und Primaner nach 18.00 Uhr allein auf der Straße erscheinen, die Schüler der unteren Klassen durften das nur in Begleitung Erwachsener.

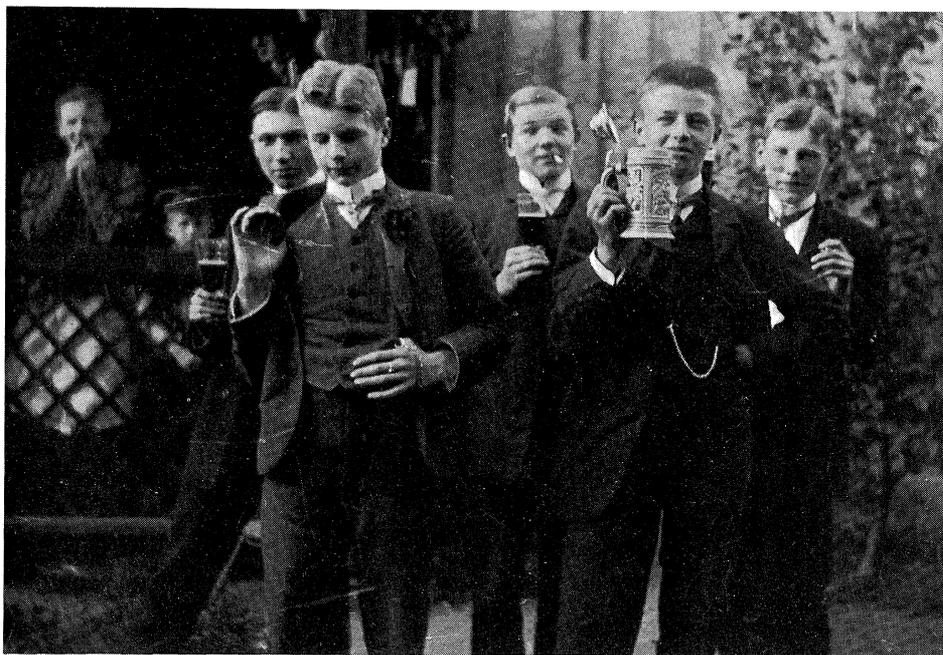
Mit der Sekunda war überhaupt ein wichtiger Lebensabschnitt erreicht. Wir trugen nun lange Hosen und glaubten, nun auch in der Schule von den Lehrern „gesiezt“, diese Würde besonders feiern zu müssen. So zogen wir, jeder mit einem Trinkglas, in die Schloßkoppel und holten uns von der dort liegenden Brauerei Jansen ein Achtel, das wir in die nicht weit davon liegende Kirschenallee trudelten. Dort lagerten wir uns und stimmten einen Rundgesang an: „Rundgesang und Rebensaft lieben wir ja alle, Bruder, Deine Liebste heißt? . . . soll sie heißen. Unser Bruder, der soll leben und mit ihm das . . . Haus. Seine . . . auch daneben, drum trink er sein Gläschen aus“. So ging es die Reihe um, bis das Achtel leer war. Natürlich war das für uns ungewohnt. Wir erleichterten

uns durch Erbrechen in einem Gebüsch und gingen dann etwas angeheitert nach Hause. Mit unseren Schülerlieben gingen wir zur Konditorei Hamann und waren beseelt, mit ihr an einem Tisch sitzen und dabei Apfelkuchen mit Schlagsahne für zwanzig Pfennig essen zu können.

Mit dem Klassenkameraden Hans Wienk (später Lehrer in Neustrelitz), der in der Augustastraße in dem gleichen Haus wie später auch die Eltern von Paul Steinmann wohnte, entwickelte sich eine besonders enge Freundschaft, die auch dazu führte, daß er häufig die Ferien in meinem Elternhause in Feldberg verbrachte.

Er war musikalisch und auch sonst hochbegabt. So führte er uns in die Opernwelt, wie sie damals im Landestheater in Neustrelitz geboten wurde.

Um ihn sammelte sich ein kleiner Kreis von Klassenkameraden, die auch die Schulaufgaben durchsprachen, wobei ich durch Erklärung der mathematischen Probleme, die mir leicht fielen, einen Beitrag leisten konnte. Das folgende Bild von einem Dämmerstopp, den wir Obersekundaner im Garten hinter dem Wienkischen Hause abhielten, ist typisch für die damalige Zeit.



Obersekundaner beim Dämmerstopp 13. 6. 1906, von links nach rechts Richard (Bibbi) Wöller (aus Gransee), Ludwig Brandt, Müller, Hans Wienk, Wilhelm Westphal

Die Stadt Neustrelitz hatte mit der sonntags mit Musik – der Großherzog hielt sich privatim dazu ein Hoboistenkorps, die Regimentsmusik stand bei den anderen Bataillonen in Schwerin – von der Kaserne zum Schloß aufziehenden Wache eine allgemein anziehende Attraktion. Anschließend konzertierte im Sommer bei gutem Wetter das Hoboistenkorps im Schloßgarten. Dazu erschien auch die Großherzogin mit Gefolge. Bei dem damals herrschenden Kastengeist, der aber von niemand als störend empfunden wurde, sondern einfach als gegeben hingenommen wurde, – der Landgerichtspräsident hätte es doch nicht gewagt, auch nur den jüngsten Leutnant zum

Juristenball einzuladen – ging die Großherzogin mit Gefolge in einer Allee, die von andern nicht betreten wurde, ohne irgendwie abgesperrt zu sein. Die Großherzogin war sehr musikalisch, und so passierte es, daß sie einmal dem Dirigenten den Taktstock aus der Hand nahm und selbst den Takt angab.

Das Hoboistenkorps ergänzte auch das Orchester im Theater. Es waren schon etwas ältere Männer. Sie wurden einmal auch zum Schießdienst herangezogen und gingen dann einzeln nach Hause. Der Letzte, der noch seine Posaune von einer Übung mit sich trug und nun dazu ein Gewehr hatte, nahm auch noch einen Spaten mit, der ihm mit gegeben wurde. So ausgerüstet kam er auf den Kasernenhof und wurde dort von dem Adjutanten, Leutnant Freiherr von Plotho – wir nannten ihn „Fleutenfritz“, weil er immer lustig leise vor sich hin flötete – angesprochen. Da sagte der Hoboist: „Jo kiekens Herr Leutnant, irst schet ich den Franzosen dot, denn gejrob ik em und blos em nen Choral.“ Das habe ich selbst noch miterlebt.

Zu den im Sommer in der Fasanerie stattfindenden Militärkonzert gingen auch die Pensionen mit ihren Jungs und Mädchen, aber völlig getrennt voneinander. In der Pause durften wir dann allein spazieren gehen und benutzten dabei die Gelegenheit, von den Mädchen eine, die wir gern leiden mochten, zu begleiten.

Bei ausbrechendem Feuer stand uns Schülern eine kleine, von Hand zu ziehende Spritze zur Verfügung, mit der wir, so schnell wir konnten, zur Brandstelle eilten, damit wir die erste Spritze waren, die dort war. Dafür bekamen wir zwanzig Mark.

Wenn es aber in Alt-Strelitz brannte, was oft bei alten Gebäuden der Fall war, die wegen ihres Alters nicht mehr von der Feuerversicherung aufgenommen wurden, gingen wir fröhlich singend „Und ganz Alt-Strelitz steht in Flammen, hipp hipp hurrah, ist keiner da, ist keiner da, der eine Spritze hat!“ auch dahin.

Beim Geburtstag des Großherzogs wurde in dem Augenblick, wo im Schloß an der Tafel das „Hoch“ gebracht wurde, Salut geschossen. Uns Schüler interessierte dabei, wie es möglich war, gerade zu diesem Augenblick Salut zu schießen. Da entdeckten wir auf den Böden oder Dächern höherer Gebäude aufgestellte Posten mit Fahnen, die das Zeichen weitergaben.

Als Adolf Friedrich, der 1904 die Regierung angetreten hatte, Geburtstag hatte, machte das Grenadierbataillon und die Batterie auf dem verhältnismäßig kleinen Platz vor der Orangerie eine Parade, bei der zum Schluß die Batterie im Galopp die Runde machen mußte. Das war Präzisionsarbeit!

Zum Besuch des Theaters bekamen wir Schüler Stehplätze für sechzig Pfennig hinter den durch eine Schranke abgesperrten zwei vorderen Parkettreihen, die der Großherzogin mit ihrem Gefolge und den gleichrangigen Offizieren vorbehalten blieben. Wenn in der Pause die Großherzogin sich von ihrem Platz erhob und sich unterhielt, stand auch das Publikum im Parkett auf. Großartig war der Komiker Klickermann, wie überhaupt am Neustrelitzer Theater später bedeutende Künstler ihre Laufbahn begannen.

Der nahe liegende Zierker See mit seiner Insel Helgoland wurde von uns mit einem für eine Stunde gemieteten Boot, das wir gemeinsam mit einer Mark bezahlten, befahren.

Im Winter konnten wir auf dem Zierker See Schlittschuh laufen, wozu auch eine Bahn freigefegt war. Bei eintretender Dunkelheit verwies uns dann der die Eisbahn in Ordnung haltende mit den Worten: „Runter von das Eis!“ Im Winter veranstalteten wir Schüler einen traditionellen Schülerball. Dabei wurde zunächst eine Theateraufführung, z. B. „Wallenstein's Lager“ gebracht und dann konnte getanzt werden. Wir Schüler mußten dazu vorher unseren Lehrern die Namen angeben von den Mädchen, die wir

einladen wollten. So kamen dazu nur zur guten Gesellschaft gehörende Mädchen. Natürlich durften Eltern und sonstige Angehörige eingeladen werden.

Wie wohl in allen Städten fand auch in Neustrelitz ein Vogelschießen statt. Dazu ließ sich der blinde Großherzog Friedrich Wilhelm hinausfahren, setzte sich im Zelt neben den Schuster oder einen anderen Bürger und unterhielt sich mit ihm. Dem Schützenkönig, der nun allerlei Verpflichtungen erfüllen mußte, stiftete der Großherzog einen Hirsch und einige qm Holz. Sonst hielt sich der damalige Großherzog sehr zurück. Im Theater saß er allein in der Proscenium Loge in der der Bühne zugewandten Ecke, während die Großherzogin mit ihrem Gefolge in den ersten Reihen des Parketts Platz nahm.

Aber ein weit über Neustrelitz und nähere Umgebung ausstrahlendes Ereignis war der Alt-Strelitzer Vogelschuß in der Bürgerhorst. Dazu waren mehrere Aussteller mit ihren Zelten gekommen. Den Höhepunkt darin erreichte eine aus Alt-Strelitz stammende Cilly Feindt, die in einem größeren Zelt großartige Leistungen vorführte. Die Anziehungskraft war so groß, daß die damalige Friedrich-Wilhelm-Eisenbahn, die noch vom Neustrelitzer Hauptbahnhof abfuhr, Pendelzüge zur Bürgerhorst bis spät abends fahren ließ. So wurde dieser Alt-Strelitzer Vogelschuß in der Bürgerhorst für viele das große Ereignis des Jahres!

Einmalig in der entfalteten höfischen Pracht wurden dann die Trauerfeierlichkeiten anlässlich des 1904 erfolgten Todes von Großherzog Friedrich Wilhelm. Dazu waren in einem langen Zuge alle Kammerherren in ihrer Uniform erschienen, und unsere Husaren (berittene Polizei) waren alle zusammengezogen und trugen die Paradeuniform der von Herzog Carl 1813 aufgestellten C-Husaren. Auch der Kaiser war gekommen. Wir Schüler bildeten dazu ein Spalier am Wege zum Schloß. Die Leiche des Großherzogs wurde einbalsamiert, nachts in die schwarz ausgekleidete Schloßkirche überführt und dort in einem offenen Sarg aufgebahrt. Da konnte jeder vorbeigehen und persönlich Abschied nehmen.

In einem von 6 Pferden gezogenen Leichenwagen wurde dann der tote Großherzog auf dem Landwege nach Mirow überführt und in der Fürstengruft beigesetzt.

Die Bevölkerung säumte überall, wo der Leichenzug durch Ortschaften kam, die Straßen. Die Friedrich-Wilhelm-Eisenbahn setzte Sonderzüge nach Mirow ein.

Zu Lebzeiten von Friedrich Wilhelm hatten wir an Kaisers Geburtstag nicht frei. Das hing mit der englischen Verwandtschaft zusammen. Die Großherzogin war Augusta, Prinzessin von Cumberland. So ergaben sich besonders enge Beziehungen zu Hannover, dessen König von Bismarck abgesetzt war. Auch Königin Luise von Preußen, Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz war im Leineschloß zu Hannover geboren.

Entsprechend der dann in Hannover einsetzenden Welfenbewegung entstand in Mecklenburg-Strelitz eine Mecklenburgische Rechtspartei. Ich selbst habe es erlebt, daß der Landdrost Kammerherr von der Lancken einen von ihm für den Unterricht seiner Söhne angestellten Kandidaten der Theologie als Hauslehrer sofort des Hauses verwies, als die Söhne begeistert von dem Unterricht über Bismarck erzählten. Mein Vater nahm den aus dem Hause verwiesenen Kandidaten zunächst auf, damit er überhaupt erstmal seine Sachen ordnen konnte. Feldberg hatte damals auch noch keine Bahnverbindung.

Den Abschluß des Schuljahres bildete eine öffentliche Feier in der Aula. Dort wurden zunächst alle Klassen mit einem Thema, das natürlich vorher eingeübt war, etwa 20 Minuten der Reihe nach von unten beginnend vorgeführt. Dann bestieg der alte Schulrat Schmidt mit einem dicken Wälzer das Katheder und las nun vor: „Versetzt sind von . . . nach . . .“ in der Reihenfolge des Sitzens in der neuen Klasse, das damals noch nach den Leistungen erfolgte, die Namen. Natürlich stieg dabei die Spannung unter den Schülern, wann kommt dein Name?

Dann hielt einer der Abiturienten eine Rede mit selbst gewähltem Thema. Die Abiturienten erhielten dann die Zeugnisse ausgehändigt, die vorgelesen wurden. Wir trugen damals, wie auch sonst bei besonderen Feierlichkeiten, den Gehrock.

Abschließend sang der von unserm Gesanglehrer gebildete Chor „Nun zu guter Letzt geben wir Dir jetzt . . .“

Das empfanden wir alle als einen würdigen Abschluß unserer Schulzeit.

Damit schließe ich auch meinen Bericht über die Neustrelitzer Schulzeit am Gymnasium Carolinum um die Jahrhundertwende.

Abschied

Heinrich Hoffmann von Fallersleben, 1798-1874

Mäßig bewegt Felix Mendelssohn-Bartholdy, 1809-1847

1. Nun zu gu - ter Letzt ge - ben wir dir jetzt auf die
 2. Bru - der, nun a - de, Schei - den zwar tut weh; Schei - den
 3. Bru - der, nimm die Hand jetzt zum Un - ter - pfand, daß wir

1. Wand - rung das Ge - lei - tel; Wand - re mu - tig
 2. ist ein bitt - res Lei - den; wer es gut ge -
 3. treu ge - finnt ver - blei - ben; red - lich son - der

1. fort, und an je - dem Ort sei dir Glück und Heil zur
 2. meint, bleibt mit uns ver - eint so, als gäb es gar kein
 3. Wank, frei von Neid und Zank, stets in un - serm Tun und

D. 1681

p dolce

1. Sei = te. Wan = dern müs = sen wir auf Er = den, un = ter
 2. Schei = den. Die = ser Trost mag dich be = glei = ten, man = che
 3. Trei = ben. End = lich wirds ein = mal ge = sche = hen, daß auch

p dolce

1. freu = den und Be = schwer = den geht hin = ab, hin =
 2. freu = de dir be = rei = ten. Wenn du bist im
 3. wir uns wie = der = se = hen und uns wie = der

f

1. auf un = ser Le = bens = lauf; das ist un = ser Los auf
 2. Glück, denk an uns zu = rück, denk an die ver = gang = nen
 3. freun und den Bund er = neun. Le = be wohl, auf Wie = der =

decresc.

decresc.

1. Er = den, das ist un = ser Los auf Er = = den.
 2. Zei = ten, denk an die ver = gang = nen Zei = = ten.
 3. se = hen, le = be wohl, auf Wie = der = se = = hen.

p *pp*

Ut Dörp un Stadt, Kasern un Schloß

(3. Fortsetzung)

Von Karl Hacker

Nu fängt för mi de schlimmste Tied an, de ik in de twe Jahr dörchmakt hew. Min Vörgänger had mi woll veles segt, wat ik to dohn had, äwer he wier dor ümmer mit bi un ik dacht den'n lewen Gott doran, dat ik an dit all alleen naher denken süll. Jeden Morgen Klock half söss müsst ik in den'n Hus sin. Denn müsst ik baben nah den'n Bähn un an dat Deenstmäken ehr Kamer kloppen, dat de ok in de Been kem. Ik had all mit mi to dohn, dat ik man so tämlich de Tied holl'n ded, wil ik ok nich recht ut dat Bett fin'n künn. De Ollsch led' an den'n Reinmakfimmel. Jeden Dag, den'n Gott war'n let, würd en Stuw utrümt un gründlich reinmakt. Teppichs würd'n kloppt, Finstern würd'n putzt un bohner würd. Wenn de Finstern fror'n wier'n, denn würd'n se ierst afdäuhet un denn würd'n se putzt. Jeden Sünndagmorgen müsst ik all **ehr** Kledajen kloppen un utbösten. Dat schlimmste äwer wier, kum wier ik bi ne Arbeit anfang'n, denn schriegt' se all werre: „Kommen Sie mal gleich her! Sie müssen sofort in die Stadt gehen und holen mir vom Fleischer oder Bäcker – örre von'n Juden Schweriner – das und das.“ So güng dat alle Dag. Mit de Diern prögelt se an de Kakmaschin rüm, denn de Oll makte dull'n Larm, wenn dat Äten nich pünktlich un den'n Disch stünn. Wenn nu ok grad nich mit de Ollsch, äwer mit mi un de Diern. Dat Mäken dürft he äwer ok nich vel seggen, se had all poor mal kündigt un he had Angst, dat he denn keen werre kreg. Äwer ik künn jo nich künnigen, mi künn he jo nah Herzenslust utflegeln örre wegjagen, denn halt he sich von de Kompanie en'n annern. En'n Dag wir ik dorbi, den'n Oll'n en'n Anzug torechttoleggen, wenn he von'n Dienst nah Hus kem. Hierbi kreg ik to sehn, dat an de Hos en Knop fehlte. Ik wull mi ne Nadel un Faden hal'n un em werre en'n anneihn. Dunn schriegt de Ollsch all werre: „Gehen Sie mal schnell zum Schweriner und holen mir eine Docke Seide! Gehen Sie schnell, damit Sie wieder hier sind, wenn Herr Hauptmann kommt!“ Ik simmt denn ok los, wier äwer noch gornich wiet, denn begeg'nt mi de Oll. „Wo willst Du schon wieder hin, hast Du mir alles zurecht gelegt?“ frögt he mi. „Jawohl, Herr Hauptmann“, segg ik, „aber ich wollte noch einen Knopf annähen und – –.“ De Oll hört nix miehr, he güng all wierer. Na, denk ik so bi mi, wat ditt woll ward, wenn he to sehn kriggt, dat von de Hos en Knoop af is. Denn is doch de Deuwel los. As ik trügg kem, hür ik all buten, dat he groten Larm makt. Wat hülp dat äwer all, ik müßt rin. Nu güng dat Schimpfen äwer los. „Wo treibst Du Dich denn immer herum, Du Lümmel, kein einziger Knopf an meinen Hosen und Du läufst auf den Strassen spazieren! Einsperren werde ich Dich, verstehst Du! Hol mir eine andere Hose heraus! Die Stiefel könnten auch besser geputzt sein, das hat mir der Männe besser gemacht, verstehst Du?“ Dat wier nu nich wohr, denn he had mi sülwst seggt, dat Männe von Stewelputzen gorkeen Ahnung had. He künn woll en'n Kohlkopp implant'n, äwer von persönliche Bedienung had he ken'n Schimmer. Äwer hüt wier he in de Wut, hüt dög alles nix, wat ik ok maken ded. Inspunn'n ded he mi dit mal noch nich. Wi sünd denn ne Tied lang ahn alltogroten Larm utkamen. Dunnern un bullern ded he jeden Dag, äwer dat schlog doch nich in.

Enes Dags middags müsst ik nah de Kasern. „Segg mal“, seggt Baas to mi, „wat hest Du denn den'n Oll'n dahn, de is je woll ganz und gor verrückt wor'n. Schlachter Jackwitzen wull he uphäng'n laten, wil de sin Kne nich tosam kriegen kann, weg'n sin „O-been“. He ment, dor künn je en mit en Kommissbrot dörchschiemten. He wull uns naher bi dat Kompanieexieren werre schliepen, dat wi ierst werre Minschen war'n deden. Äwer Du hest jo mit den'n Prühl nix miehr to dohn, Du kannst woll lachen. Geihst den'n ganzen Dag in Zivil spazier'n, jacherst dor to Hus mit de Mäkens rüm, so müggt ik dat ok woll heb'n. „Otto“, segg ik, „freu

Di blos, dat Du in de Kompanie büst. Ick glöw nich, dat ik bi den'n Oll'n olt warden doh. Äwer ik hew keen Tied miehr, ik kam bald mal ens up'n Sünndag bi Jug vör up ‚63‘. Den'n Sünndag gah ik denn nah de Kasern un will min Kameraden besöken. As ik dor in de Dör kam, bröll'n vier bet fiv Rekruten: „Aufstehen!“ Ik had dor nich an dacht, dat ik min oll'n Kameraden annerswo söken müsst, up ‚63‘ legen jo Rekruten.

Nu künn ik sehn, wat en poor Tressen an den'n Kragen anrichten kähnen. De Oll had mi en'n niegen Anzug spendiert, den'n had de Uniformschnieder ut sin Uniform tosamstückt. Grön natürlich, as dat för uns sin müsst, un an den'n Kragen von de Litewka had he ne Tress rümsett'n müsst. Wenn en blödigen Rekrut ne Tress to sehn kriggt, denn is he nich miehr to holl'n. Min oll Kamerad Borgwardt, de nu hier as Rekrutengefreiter kommandierte, makte ehr denn klor, dat ik keen Oberjäger wier, dat ik nich mal Gefreiter wier, so as he sülwst. „Na“, segg ik to em, „denn instruier Din Rekruten nah dissen beten beter, dat so wat nich werre vörkümmt. Ik sök Di ok gornich, ik will Otto Baasen un Willem Evers besöken. Wo liggen de?“ „De liggen up söwenteihn“, seggt he, „ik kam ok noch runner.“ Up söwenteihn seten do olln Burschen all bi dat Kortenkloppen. Ik hew denn beten as viert Mann mitspelt, äwer min Kortenspel'n is nich berühmt. Se schimp't'n denn bald mit mi los un ik wier froh, as Borgwardt von ‚63‘ kamen ded un mi aflöst. Von de Kasern güng ik werre nah Hus un nah min Stuw rup baben den'n Pierdstall. Hier set Kor Biederstedt, uns Pierdbursch, mit schlackrigen Kopp un seggt: „Minsch, wi heb'n uns hier äwer schlicht vermed't. So schlicht had ik mi dat doch nich dacht mit den'n Oll'n.“ „Kor!“, segg ik, „wess blos froh, dat Du dat blos mit em to dohn hest, mit ehr is dat jo hunnertmal schlimmer. Dat Wiew löt mi jo keen'n Middag to'm Eten gahn. Hüt hew ik mi nu mal satt eten künn't – denn Sünndags et ik bi den'n Hauptmann Middag – „hüt had'n wi Ossentung un Tüftenklüt. Ik hew mi binah tonicht freten, möt äwer dorför ok werre de ganze Woch hungern. Ne, Korl, wenn ik hüt noch nah de Kompanie trügg künn ahn Krach, denn güng ik hüt noch.“ „Minsch“, seggt he, „dat do blos nich, denn bün ik hier upschrewen, denn möt ik vielleicht noch Husbursch war'n. Wat het mi de Oll blos för Geschichten makt, dat dat Pierd all werre lahm wier. Kann ik denn dorför, wenn he en Koh för en Pierd köfft?“ Ik kek nu nah de Klock. „Du“, segg ik, „ik möt nu den'n Disch farig maken för dat Abendbrot. Hest Du Din'n Urlaubszettel all schrewen.“ Wi müssten beid jeden Sünndag en'n Zettel schriewen: „Der Jäger . . . hat heute Urlaub bis . . . Uhr.“ Un dor schrew de Oll denn sin'n Nam unner. Korl had sin'n Zettel farig un ik nehm em mit röwer nah den'n Hus', min'n Zettel läd ik dorbi un beide up den'n Oll'n sin'n Schriewdisch. As ik ut sin Stuw kam, kümmt he grad nah Hus. Ik spring to un help em den'n Mantel ut. Nu weet ik ok nich wi dat kem, dat ik em dorbi up en'n Sporn pett't. Ach du lewer Gott, wat würd de Oll wütend, ik dacht', he schlägt mi in't Gesicht. He flucht un schimp't as en Türk un stamp't rin in de Etstuw. Ik let de Uhr'n häng'n un güng rin in de Käk. As ik dor so stah un mi grunzen doh, dunn denk ik so bi mi: Ne, Urlaub hüt abend, ne, dor hest du nu keen Lust miehr to, de Mann het di to dull utrackt. Ik gah nah den'n Oll'n sin Stuw, nehm min'n Zettel von den'n Schriewdisch un riet em intwei. Kum hew ik den'n Zettel wegschmeten, dunn klingelt dat. Ik rin in de Etstuw: „Bring mir mal Eure Urlaubszettel rein“, röpt de Oll. Na, wo dit woll ward, denk ik so bi mi. Ik nehm Biederstedt sin'n Zettel un drag em den'n rin. „Wo ist Dein Zettel“, seggt de Oll, „da lagen doch zwei Zettel?“ „Verzeihen, Herr Hauptmann, ich habe meinen Zettel zerrissen und weggeworfen.“ De Oll sping't piel to Höcht: „Du verfluchter Dickkopp, soll ich Dich vom Fleck einsperren? Kommt dieses mecklenburgische, dickköpfige Luder rein und sagt zu mir: den Zettel habe ich zerrissen. Weißt Du nicht, Du Saumagen, daß ich Dich mit strengem Arrest bestrafen kann wegen Ungehorsam? Scher Dich raus und schreibe einen neuen Zettel. Aber daß mir der sauberer geschriebe wird als der erste, sonst schreibst Du heute abend noch tausend Zettel! Los, raus!“ Ik nehm Biederstedt sin'n Zettel mit un makt, dat ik den'n niegen Zettel farig kreg un bröcht em den'n rin. He kek gornich wierer dornah hen, unnerschrew un schöw mi den'n Zettel hen. As ik mit min Arbeit farig wier, treckt ik mi min Extrauniform an, denn, wenn ik ok man en armes Luder wier, extra had ik doch alles, un güng rut ut den'n Tempel. As ik an de Villa vörbigüng, seeg ik; dat de Oll mi nahkek.

Enes Abends güng uns Oll to't Liebesmahl in dat Offzierkasino un de Ollsch wier inlad't bi ne Fru Oberst von Sackwitz. Se güngen beid to glik weg un de Oll had mi dat anbefohl'n, ik süll „die gnädige Frau“ Klock teihn afhalen. De Klock wier noch nich mal acht, as se weggüng'n, un ik denk so bi mi: Geihst du röwer in din Stuw, denn schlöpst du dor bestimmt in. To lesen hest du dor nix, bliw lewer in'n Hus'. Hier nimmst du di en Bok un lest en beten. Ik gah in den'n Oll'n sin Stuw rin, nehm mi en Bok von sin Bur un set mi in sin'n Schaukelstuhl dal. Nu versett sich ener in min Lag': möd' as en oll Schephund von dat Rümmerjagen von morgens halw söss bet abends spät, ik mügg't mal den'n sehn, de denn nich möd wier. Ik sett mi also in den'n Schaukelstuhl rin, wipp-wapp so vör mi hen un wat kamen müsst, kem ok. Ik wier all nah ne helw Stun'n fast inschlafen. Indessen set min Fru Hauptmann as up Nadeln bi de Fru Oberst, denn de Klock wier teihn un ehr Jäger löt sich nicht hür'n örre sehn. Up ehr Frag' nah mi kreg se de Antwort: „Nein, der ist noch nicht da.“

Woll örre öwel müsst se alleen lostüffeln un kem denn in ne schöne Wut to Hus an. Wenn se nu klingelt had, denn had se gornix wierer markt, as dat ik nich glik kamen wier. Äwer nu schlöt se sich mit ehr'n Schnepper de Dör up un stünn mit einmal in de Dör von den'n Hauptmann sin Stuw, wo ik sanft un selig schlöp. Allmächtiger Strohsack, wat kreg ik vör en'n Schreck, as disse füerspuckige Fru vör mi stünn! Ik sprüng to Höcht un de oll Schaukelstuhl wipp-wappt hinner mi vör dull. „Ah“, seggt se, „im Schaukelstuhl vom Herrn Hauptmann haben Sie geschlafen, das werde ich dem Herrn Hauptmann sagen! Ah, das werde ich dem Herrn Hauptmann sagen!“ Dormit schmet se den'n Kopp in den'n Nacken un stolz as ne Fürstin rauscht se in ehr Schlapstuw rin. So, nu rohr un denn lop weg. Ik makt denn dat Licht ut, güng ut de Husdör, schlöt de to un güng langsam nah min Bod' baben den'n Stall rup. Min Gedanken dreiheten sich blos üm en'n Punkt: wat ward de Oll dohn, wenn se em dit vertellt? Ward he mi bestrafen? An Schlap wier nich to denken ünner disse Umständ'n. Ik sett' mi up den'n einzigen wackligen Stuhl dahl un denk so öwer dat Leben nah un öwer dat Soldatenleben in'n besoner'n. Wat had ik denn eigentlich grots verbraken? Gewiss, ik had de Tied verschlafen, dat kann annern Lüd ok passieren. Ik had äwer dörch min Schlafen en'n Befehl nich utführt. Dat wier all schlimmer, denn ik wier Soldat, Drütters had ik in den'n Oll'n sin'n Schaukelstuhl schlafen, en Verbreken, dat de Oll am lewsten mit Dotscheten örre Uphäng'n bestrafen würd. Ik kann woll seggen, dat mi in disse Stun'n bet halw söss allerlei dörch den'n Kopp gahn is. As äwer min Tied ran wier, dunn müsst ik mi en Hart faten un röwer nah de Villa gahn. Üm dreiviertel söss maracht wat an de Dör. Ik rönn hen un de Oll steiht vör mi, duhn as ener war'n kann. He künn kum reden, so schwer wier em de Tung. Mit Mäuh un Not kreg ik em dat Tüg so wiet ut, ümmer werre wull he mit mi danzen. As he endlich rin wier in de Schlapstuw, dunn föhl mi ierst in, wat ik för en Schapskopp west wier. Ik had so schöne Gelegenheit hat, em to seggen, wat mi passiert wier. Nu wier dat to spät. De Arbeit wull un wull mi nich von de Hand gahn. Dat verfluchte Grübeln, wat dit woll ward, let mi keen Ruh. De Ollsch had sich all poor mal sehn laten, ik wier äwer gornich för ehr dor. För ehr wier ik all en'n doden Mann. Endlich, so üm halwig elm rüm, bröllt de Oll nah mi. So, nu kem dat jüngste Gericht! Oh, wat het de Oll mi anbölkt! He red'te sich so in de Wut, dat he mit sin Stimm öwerschnappen ded. He schlög blos noch mit de Fust up den'n Disch, dat de Kakao all mang dat Geschirr up den'n Disch herümdriewen ded. Toletzt seggt he: „Und nun scher Dich raus, nimm Deine Sachen und melde Dich im Arrestanzug heute mittag im Feldwebelbüro! Ich sperre Dich fünf Tage ein, und dann kommst Du wieder in die Kompanie, dann wirst Du ja sehen, ob es Dir da besser gefällt als bei Deinem Hauptmann! Raus!!!“ Ik makte, dat ik ut disse Fülerlinie kem. Blos dat en had ik beholl'n: ick süll fiv Dag brumm'n. Min Klamotten had ik bald tosamsöggt un güng nu nah de Kasern. Ik drög ierst min poor Saken nah Otto Bassen sin Stuw un güng dunn nah den'n Feldwebel. As ik dor in de Dör kem, seggt de glik: „Na, Sie sind wohl abgelöst?“ „Jawohl, Herr Feldwebel“, segg ik. „Warum denn?“ Ik vertellt em genau, as dat kamen wier un säd noch, de Hauptmann wull mi mit fiv Dag Arrest bestrafen. „So“, seggt de Feldwebel, „melden Sie sich nun bei Oberjäger Müller auf Stube 65, da ist ein Bett frei. Sie gehören aber weiter zur ersten Jägerschaft.“ Ik güng to Möller un meld't mi bi em. „Na, das

hab' ich mir gedacht, daß es so kommen würde"; säd de. „Männer war der erste Hausbursche beim Hauptmann, der ein ganzes Jahr ausgehalten hat. Gehen Sie nun mal gleich auf die Kammer und holen sich Ihre Sachen.“ „Jawohl, Herr Oberjäger“, säd ik, „erst aber muß ich fünf Tage in Arrest.“ „Was, einsperren will er Sie auch noch? Na, das wollen wir erst mal abwarten. Das glaube ich nicht, daß der Feldwebel damit einverstanden ist.“ Nu kreg ik werre Mut. Möller wier de ierste de säd, doran glöwt he nich un he süll recht behöll'n. As de Kasernklock twölf schlög, tred' ik in dat Feldwebelbüro rin un meld't mi to'm Arrest to Stell'.

De Hauptmann set dor an en'n Disch un makt Unnerschriften. As he min Stimm hürte, schmet he de Fedder hen, sprümg up un fohrt gliek up mi los. „Also, Du meldest Dich zum Arrest, Du Himmelhund, Du Saumagen. Verdient hättest Du noch vielmehr als paar Tage Kasten. Aber der Feldwebel will nicht, daß ich Dich einsperren soll. Was ihn dazu bewegt, für Dich dickfelligen Lümmel einzutreten, weiß ich nicht. Mag er sehen, wie er mit Dir fertig wird. Aber vor mir nimm Dich in Acht, mein Junge, das rate ich Dir! Bei der ersten Gelegenheit, wo ich Dich auf faulem Pferd ertappe, fliegst Du in den Kasten. Scher' Dich raus!“ Dunnerwetter, wat nehm ik de Been'n in de Hand un löp in'n Draff nah Stuw 65. Dor luhrt se all, wat mit mi woll war'n ded. As ik nu so flügg rin kem in de Dör, dunnt stün'n se all mit ap'nes Mul dor, as will'n se Flegen fäng'n, denn dat gew jo ümmer weck, de en'n mal fiv Dag gönnten. Möller kem ok an un seggt: „Na, das sagte ich Ihnen ja gleich, daß der Feldwebel dagegen reden würde. Wenn ich Ihnen aber einen guten Rat geben kann, dann nehmen Sie sich jetzt doll zusammen, denn der Hauptmann wird nun versuchen, Sie doch einmal ins Loch zu stecken.“ As dat för uns Kompanie to'm Eten blasen ded un wi up den'n Flur antreden, kemen ok verschiedene Oberjäger vörbi. Binah jeder stünn en'n Ogenblick still un schmert mi dat up, fast alle säden dat sülwige: „Haha, Sie sind auch wieder da? Ist Ihnen wohl zu gut gegangen bei'm Herrn Hauptmann. Na, wir werden Ihnen die Hammelbeine schon langziehen hier.“ Äwer mi hett dat Middag ganz god schmeckt, wenn se mi ok all tosam de Hamelbeen langtrecken wull'n. Up min'n Puckel wier'n hüt all so vel Hagelschur'n dalgahn, dat mi vör en lütt Regenschuer nich mieh'r grugen ded. As ik Middag eten had, güng ik nah de Kamer rup, üm min Saken to hal'n. Dor kreg ik denn noch allerlei to hür'n von den'n Kameroberjäger. „Na, da bist Du Aas ja auch wieder. Ist Dir da wohl zu heiß geworden, kannst wohl die guten Tage nicht vertragen?“ Ik säd keenen Ton, nehm min'n Pröhl un haut af. Nu güng ik nah Korl Knüppel un halt mi min Gewehr. De säd nix un ik wier froh, dat he nix säd. As ik alles tosam had un up de Stuw kem, dunnt streden de sich dor üm de Betten. De Gefreite Borgwardt wull mit mi tosam in en Spind wahren un ik süll Stuwenöllst sind, wenn he nich dor wier. Dit wull äwer Krumm I nich, he wull dat war'n. Se wull'n nu afstimm'n un ik süll solang'n rutergahn. Ik ded ehr ok dissen Gefall'n un nah ne Wiel röp mi Gütschow rinner. Se had'n nu afmakt, dat ik stellvertreter Stuwenöllster sin süll. Up Stuw 65 legen ok sössteh'n Mann, säben oll'n Lüüd un negen Rekruten. De Rekruten makten Stuwendienst un Waterdienst un de Oll'n müssten den'n Flurdienst maken. Dat het mi up diss Stuw siehr god gefall'n un wi heb'n uns ümmer verdragen, wenn ok denn un wenn mal en Pulterpass vörkem. Schad' wier blos, dat ik midden in dat Kompanieexiern rinkem, denn jeder, de Infantrist west is, ward mi togewen, dat dit ümmer de schlimmste Tied bi'n Kommiss is. Bi mi wier dat äwer noch wat anners, denn ik kem as Verbreker werre in de Kompanie un bi den'n Oll'n had ik nix to lachen, he let mi bi jeder Gelegenheit upschrieben. Had sich to'm Bispill en Rekrut verlopen, ut weckern Zug wier ganz egal, ik wier dat ümmer west. Ümmer bröllt de Oll: „Feldwebel, schreiben Sie den Hacker auf! Exerziert eine Stunde nach!“ „Herr Hauptmann, das war der Hacker nicht, es war der Fröse!“ „Ganz egal, schreiben Sie den Kerl auf, ich habe es genau gesehn, er war es!“ „Nein, Herr Hauptmann, es war der Fröse!“ „Zum Donnerwetter, Feldwebel, wollen Sie etwa behaupten, daß ich nicht mehr sehen kann? Schreiben Sie den Kerl auf!“ August ded so, as schrew' he mi up. As wi öwer to Hus kemen un de Oll rep: „Nachexerzierer links raus!“ dunnt wull ik ok ruttreden. „Bleiben Sie“, säd de Feldwebel, „Fröse exerziert nach!“ De Oll kek sich sin Verbrekers an. „Wo ist denn dieser Bandit? Feldwebel, wo ist dieser Saumagen?“ „Herr Hauptmann, da steht er“, säd August un wees' up Fröse. De Hauptmann säd nix mieh'r, äwer he had woll för

hüt nog von sin Kompanie. „Bring' mal einer mein Pferd nach Hause!“ rep he. Ik sprüngen hen un wull em dat Pierd afnehmen. He kek mi ne ganze Wiel in de Ogen un ik em ok un ik wet nich worüm, he kek weg un säd: „Mal en anderer her, der bleibt hier!“ He wull mi woll nich werre up sin Hofstäd ruplaten.

Middags bi dat Afdelen wier dat ümmer spassig, wenn de Feldwebel den'n Dienst für den'n annern Dag vörlesen ded: „Morgenfrüh, fünf Uhr fünfundvierzig, steht die Kompanie auf dem Karreehof, langschäftig, Hosen in den Stiefeln — usw.“ Denn säd Otto Baas': „Jowoll, August, werre langschäftig un denn nix in den'n Liew'.“ Enmal in disse Tied middags bi't Afdelen röpt de Feldwebel: „Holzarbeiter vortreten!“ „Willem“, seggt Baas' to Evers, „nu man vör, Du büst doch Holtarbeiter.“ Willem kickt em beten dämlich an, wi nicken em öwer all to un Willem tritt denn ok stramm vör de Front. As de Feldwebel von den'n linken Flügel bi uns henkümmt, steiht he bi Willem still. „Was sind Sie denn, der Evers?“ „Forstarbeiter, Herr Feldwebel“, seggt Willem stramm. „Können Sie denn Tischler- oder Stellmacherarbeiten machen?“ „Nein, Herr Feldwebel“, seggt Willem. „Na, dann scheren Sie sich gefälligst in Ihr Loch!“ seggt August. Nu wier Willem äwer falsch un wull Baasen to Dack. De äwer säd: „Dorför kann ik doch nich, dat Du keen Wagenrad maken kannst. Wat stellst Du Di dor hen un löt'st Di utlachen. In disse Tied, ik glöw so Ende März, stün'n wi ok angetreden up den'n Karreehof un lurten up unsen Oll'n. As he so dörch dat Dur gereden kem, segten wi all, dat he hüt de Mütz noch schewer up den'n Kopp had as süß. Un denn had he schlicht schlafen äre had en'n Kater örre had sich mit sin Fru gnappt. All unner dat Dur bröllt he los: „Wieder ein Bogen in der Kompanie, keine Richtung, kein Janischt!“ As he neger kem bröllt he: „Warum siehst Du mich nicht an, Du Saumagen? Feldwebel, schreiben Sie den Kerl auf, exerziert nach! Warum stehst Du nicht auf Vordermann?“ bröllt he min'n Hinnermann an, „Schreiben Sie den Kerl auf!“ So güng dat von Zug to Zug. As he werre vör de Kompanie holl'n ded, röpt he: „Vortreten, wer sein Entfernungsschätzbuch vergessen hat!“ Schockscherenot, ik had min nich bi mi. Also ik vörgetreden. Nu kem't äwer, grad utgerekent ik, de sowieso en'n Schinken bi em in't Solt had. „Feldwebel, sehen Sie sich mal hier Ihren Schützling an, dieser Saumagen hat kein Entfernungsschätzbuch bei sich! Schreiben Sie den Lümmel auf, exerziert nach! Nun aber rauf, Du Himmelhund, in zwei Minuten bis Du wieder unten, sonst holt Dich der Deubel lotweise!“ Ik löp wat ik künn de twe Treppen rup, halt mi den'n Stuwenschlötel ierst von dat Schlötelbrett un schlöt de Stuw up. Nu müsst ik ierst min Spind upschluten, schlöt dann so fix as ik künn alles werre to, hüng den'n Schlötel an dat Schlötelbrett un dann nah un'n. Hier meld't ik mi to Stell bi den'n Oll'n. „Rin, in Dein Loch!“ bröllt he un nu güng dat endlich von den'n Hof run. As Marschordnung kommandiert würd, dann güng dat Foppen los. „Mensch“, seggt Evers, „Du büst doch en'n groten Schafskopp, ik hew ok keen bi mi.“ „Ja“, seggt Dahlenburg, „Du büst en'n groten Esel, ik hew ok keen bi mi.“ So güng dat, bet wi up den'n Platz kemen, wo de Beddeldanz nu losgüng. ierst einzeln vörbrieden, denn in Halwzügen un dann in Zügen. Toletzt kreg sich de Oll de Kompanie geschlaten vör uns as he uns ornlich up den'n Schnellwalzer bröcht had, dann güng dat nah den'n groten Platz. Hier wier de Kavallerie all afrückt un as wi rankemen, treckt de Oll de Kompanie in en Glied utenanner un rin in den'n Schassegraben. „Entfernungsschätzbücher raus! Entfernungsschätzbücher hochhalten!“ kommandierte de Oll. Un nu kem wat, wat ik noch nich erlewet had in min Soldatentied: de Oll verfiehrt sich so, dat he in den'n iersten Ogeblick nich bröll'n künn, un dat wier ok keen Wunner. Denn binah de ganzen oll'n Lüd had'n keen Entfernungsschätzbok bi sich. Sogar von de Rekruten wier'n weck mang, de ok keen bi sich had'n. Nu kem äwer en wohren Tobsuchtsanfall bi den'n Oll'n. „Feldwebel“, bröllte he un rohrte binah, „haben Sie in Ihrem Leben jemals solche Räuberbande gesehen? Jahraus, jahrein macht man sich die Mühe und will anständige Menschen aus dieser verfluchten Saubande machen! Nun sehen Sie sich das an, Feldwebel, fast die halbe Kompanie belügt ihren Hauptmann! Habe ich heute morgen die Deubelsbande nicht gefragt und wer trat vor? Einer ist vorgetreten, einer, Feldwebel, und den habe ich mir erzogen. Jawohl, ich habe mir den erzogen! Der Hacker vortreten! Noch weiter vortreten, dass diese Himmelhunde Dich sehen können! Hier seht her, Ihr verfluchten Deubelsbraten,

dieser hatte die Courage und den Mut, vorzutreten, als ich heute morgen fragte, während Ihr stinkige Gesellschaft in's Mauseloch gekrochen seid! Den habe ich mir erzogen und ich kriege Euch auch noch fertig. Die Mittel dazu stehen mir zu Gebot und Ihr sollt heute schon eine Probe davon zu schmecken kriegen. Also, Feldwebel, diese ganze Schweinebande bleibt hier und exerziert bis zum Verrecken. Und kommt mir einer mit heilen Hosen und ganzen Knochen wieder vor Augen, dann bestrafe ich den Vizefeldwebel und die Oberjäger, die ich jetzt bestimme! Vizefeldwebel Buse!“ „Hier, Herr Hauptmann!“ meld't Buse sich. „Sie nehmen diese Saubande zwei Stunden hoch, zwei Stunden, keine Minute weniger!“ bröllt de Oll. Un nu bestimmte he noch vier Oberjägers, ok de richtigen Bieters. De fekten nu mit de Blas' los. „Du“, seggt he to mi, „mach' Deinen Gewehrriemen lang, häng' um und geh' nach Hause, hast Dich heute als ganzer Kerl gezeigt!“ So leicht wier ik noch nich von dissen Exerzierplatz gahn as dissen vormiddag. Meistens had ik üm disse Tied all ümmer min Stun'n Nahexieren weg. Äwer dat ik as einziger Ihnenmann nah Hus gahn künn, dat güng öwer min'n Horizont. As ik up den'n Kasernhof kem, blös dat grad vör de ierste Kompanie to'm Middaghalen. Baben dröp ik den'n Kameroberjäger, de hüt nich mit west wier. „Was ist denn los, wo kommen Sie denn alleine her?“ frögt he mi. In'n korten vertellt ik em diss ganze Geschichte un he seggt: „Mensch, haben Sie ein Schwein gehabt, jetzt brauchen Sie keine Angst vor dem Hauptmann weiter haben, der tut Ihnen jetzt nichts mehr.“ Nu halt ik mi öwer en'n Schlag Eten von de Käk, de man so „stah“ säd. Selten het mi dat Middag so got schmeckt, as dissen Dag, wo ik mal nich in de Verbrekerlist instünn. Naher makt ik mi dat so bequem as dat irgend gahn wull un wat man in ne Kasernbod bequem nenn'n kann. Kort nah Klock twe kem die Rest von uns Kompanie von dat Nahexieren to Hus. Du lewer Gott, wo seegten de armen Jungs ut! Von un'n bet baben vull Dreck. Hütmorgen had'n se tämlich reine un heele Drillighosen anhat, un nu? Von rein un heel künn keen Red sin, denn ne Farw had'n de Büxen öwerhaupt nich un heele Kne had nich ener mihr in. „Mensch“, säd Otto Baas, „hüt wier dat äwer werre Tied, Soldat to war'n, dat kann ik di blos vertell'n. Mensch, wier dat ne Hopphei dor buten!“ Willem Evers hüng de Tung binah bet up de Stewelschnuten un he kek mi an, as kennt he mi gornich. „Na, Willem“, segg ik, „wo is Di dat Schlettenführ'n bekamen?“ „Mensch, holl blos Din verfluchts Mul“, seggt he, „de heb'n uns zittermässig hochnahmen.“ „Ne, Mensch, worüm doh ik nich ok dat Mul up un tred vör, as Du vörtredst!“ Von dissen Dag an had ik bi unsen Oll'n ne sihr gode Nummer. Wenn en Kommando stellt war'n süll, denn müsst ik hen. Wull he wat, denn röp he öwer mi. Blos nah sin'n Hus' let he mi nich hen und dorför bün ik em hüt noch dankbor.

Ik hew eigentlich nu ganz schöne Dag verlewt. Mi säd ken Mensch wat. Up uns Stuw wier dat siehr lebendig, strieden ded'n sich ümmer weck, äwer dat wier all man Spass. Am meisten höl ik ümmer noch von Pascher, mit den'n ik nu werre up en Stuw leg. Blos en'n Middag had ik em bald de Fründschaft upseggt, denn dunnt het he mi en'n schönen Schreck injagt. Eigentlich süll'n die Rekruten den'n Stubendienst alleen maken, äwer Oberjäger Möller had Pascher wegen ne Ungehörigkeit acht Dag Stuwendienst upknackt. An dissen Middag, wie had'n Exieren hat, dunnt schrapte Gütschow em sin'n Steweldreck in de Stuw', as he all utfegt had. He had em all enmal seggt, he süll em den'n Dreck dor nich henschrapen, de äwer kiehrt sich dor gornich an, un nu nimmt Pascher den'n Bessen un haut Gütschow mit aller Gewalt öwer den'n Kopp, dat de ganz still ümsackt. Wi sprüng'n all to, denn Pascher wull nochmal tohaun. Ik riet Pascher den'n Besen weg un wi krieg'n uns ok noch dat Wrangen dorbi. De annern richten Gütschow up, de ganz benebelt wier von den'n Schlag. He erhalt sich äwer bald, nehm sin Stewel un güng nah den'n Hof rut. As he werre rupkem, säd he keen Wurt, gluderte blos Pascher von un'n rup an, öwer het sich niemals an Pascher ranwagt. Am meisten sorgte Krumm I för Spass in de Stuw, dat het, he hett keen'n Spass dorvon hat, äwer wi desto miehr. Jeden Abend, den'n Gott war'n let, schmet he sich in Extra un güng ut, denn he wier rein wild hinner de Wiewer her. Nu wier dat all en Kunststück, in Colmar an en Mäken rantokamen, wil Colmar katholisch dörch un dörch is. Uterdem sorgen de Papen dorför un warn'n de Mäkens, se säl'n sich nich mit en'n Ungläubigen inlaten, un wat in katholische Gegenden de Pap seggt, dat is so got, as wenn de Herrgott dat sülden

seggt. Ik wet nu nich, ob Krumm I uns de Hut vullagen het, wenn he seggen ded, he had dor ne Brut un denn mal werre es ne anner Brut, heb'n ded he ümmer en. Nu holl'n en'n so'ne Brutschafften äwer ümmer bannig fast, wenn man dat beten got ment. Krumm I had ümmer kum sovel Tied, dat he man noch in sin Klapp kem, wenn die Oberjäger von'n Dienst to'm Affragen kem. Wi grüwelten nu doröwer nah, wat wi em för en'n Streich spelen künn'n. En schlog dit vör, de anner dat. Dunn seggt Pascher: „Wir wollen mal seine Waschschüssel voll Wasser gießen und die stellen wir auf sein Spind. An diese Waschschüssel binden wir einen dünnen Bindfaden und diesen an die Spindtür. Wenn er die Schranktür nun aufreisst, dann fällt ihm die Schüssel mit Wasser auf den Kopf.“ Dit fund'n wi nu all siehr schön un mit veler Mäuh' würd disse Apparat in't Wark sett't. As ümmer kümmt Krumm I in vullen Galopp in de Dör, het sin'n Schrankschlötel all in de Hand, schlütt fix up, ritt de Dör up un — klabatsch, sust em de Schöttel vull Water öwer de Uhr'n. Dat Gesicht had ener sehn müsst, wat uns Krumm I maken ded, äwer to'm Öwerleggen blew em keen Tied mieh'r. Oberjäger Heinrich kem in de Dör und würd bannig dienstlich. He kreg sin Bok rut und schrew Krumm dor in un wenn in fiv Minuten de Stuw nich sauber upwischt wier un nich en Poor gewichste Stewel vör sin Spind stün'n, denn würd he em de ganze Nacht Stuw upwischen laten. „Also, in fünf Minuten bin ich wieder hier.“ „Jawohl, Herr Oberjäger“, seggt Krumm. As Heinrich ut de Dör wier, dunn güng dat Lachen los in de Stuw, dat wull gorken En'n nehm'n. Krumm wul noch ierst en Verhür anstell'n, wer dat dahn had. Äwer dunn seggt Gütschow: „Holl Di blos nich lang mit de Vörred up, treck man Din'n natten Kittel ut un denn man los, Heinrich is bald werre hier.“ Krumm wischt un schrubbt nu ümmer vör dull, schimpt un flucht äwer ok ümmer vör dull, äwer desto düller würd lacht. Mit enmal steiht Heinrich werre in de Dör: „Sind Sie noch nicht in der Klappe, Sie Bulle? In die Falle, marsch marsch! Glauben Sie krummes Luder, ich stelle mich hierhin, bis Sie die Hosen aushaben? Licht aus, Sie Hammel!“ Krumm müsst de Lamp utpusten un in'n Düstern nah sin'n Strohsack rupklattern. Den'n annern Morgen bi't Antreden röpt de Feldwebel: „Krumm, was ist denn das gesternabend für eine Schweinerei gewesen auf 65? Wo stecken Sie denn jeden Abend so lange, dass Sie nicht in die Klappe finden können?“ Krumm wull wat seggen, äwer de Feldwebel bölt em an: „Halten Sie den Schnabel, ich weiss über Sie genau Bescheid, Sie. Sie werden wohl noch ins Loch kommen, Sie.“ So schlimm würd dat nu nich, äwer as wi up den'n Platz kemen, dunn röpt de Oll: „Oberjäger Bütow, nehmen Sie sich mal diesen Saumagen gehörig vor, der da gestern abend zu spät gekommen ist. Tritt mal vor! Du Durchbrenner!“ Un nu gew dat werre ne lütt Extravörstellung, de äwer Krumm wenig Spass makt het. – Ostern un Pingsten güngen in't Land un nah Pingsten kregen wi unsen lütten Fahnenjunker as Degenfähnrich werrer. Poor Wochen dorup würd he Leutnant un blew in uns Kompanie hacken. Nah de Inspizierung kreg de Oll allerlei Anfall, dat he to Kur in en Bad führ'n müsst un Oberleutnant Krampe führte de Kompanie bet ik afliewerte. – Um Ostern rüm had ik an dat Hofmarschallamt in Niegenstrelitz schreiben un mi um ne Lakaienstell an den'n Hof beworben. Bet nu her had ik äwer noch keen Antwort torüggkregen. Enes Middags, kort vör dat Manöver, kreg ik von Niegenstrelitz de Nachricht, dat ik as Lakai in Utsicht nahmen wier. Äwer de Fürstin wull mi ierst persönlich sehn, ierer ik instellt war'n künn. Wenn ik to lütt wier örre sünst wat an mi had, wat se nich mügt, denn künn ut de Geschickt nix war'n.

Dissen letzten Sommer had ik noch en kortes äwer nettes Kommando nah Sulzmatt, en Dörp dicht an de Vogesen, en sogenanntes Schiebenkommando. Dat het, dit Kommando süll de Ziele upbugen, de to en Scharpscheten up de Feldmark von dit Dörp brukt würd'n. Wi wiern twölf Mann, eigentlich süll'n dat all Handwarkers sind: Stellmakers, Dischers un so wierer, äwer ik kem ok mit mang. Dor heb'n wi denn acht Dag lang schön fullenzt. Oberjäger Möller wier uns Kommandür un de ded uns nich vel. Morgens güng'n wi all los, wenn dat noch schummrig wier un Klock teihn wier'n wi all werre to Hus. Ik wier bi en'n oll'n Zickenbur in Quartier, de in sin jung'n Jahr'n französische Soldat west wier. He had ok den'n Krieg 1870 up französische Sied mitmakt un ik möt seggen, he wier hüt noch Franzos' dörch un dörch. He meente, wenn se so führt wor'n wier'n as de dütschen Truppen, denn had'n se den'n Krieg gewunn'n. Se had'n äwer blos en poor Führer hat, de von Kriegführen wat

verstün'n. De französische Soldaten wier'n ebenso tapfer west as de dütschen, blos de dütschen wier'n beter führt wor'n. „Ach, Grossvadder“, segg ik, „was wollen wir uns heute darüber noch streiten. 1870 ist jedenfalls der letzte Krieg noch nicht in der Welt, wer weiss, wie alles in fünfzehn oder zwanzig Jahren sein wird. Kommen Sie, wir wollen uns wieder vertragen.“ Wi stött'n beid mit uns Wiengläs' an, denn de Wien wier dor nich knapp. De Lüd had'n all tosam en'n Wienbarg, in den'n se Dag för Dag murksen ded'n. Uterdem wier dor in dat Dörp ne Bitterwaterquell. De Lüd ut den'n Urt güng'n einfach mit en'n Pott örre mit ne Buddel nah de Quell hen un halten sich, wat se brukten. Dat Water süll siehr gesund sind un de Lüd säd'n, dat bi ehr keen Kranken gewen ded. Nu is dat bi de Soldaten so, wenn se in en'n fremden Urt kamen, denn geiht dat los: Ob woll dor ok hübsche Mäkens sünd? Ik hew solang'n keen hübsche Diern in'n Arm hat! In'n Elsass äwer sorgten de Mudders hellsehen dorför, dat de jungen Mäkens solang'n verschwünd'n bet de Soldaten weg un de Luft werre rein wier. Wier würlklich mal en dorbleben, denn schriegt de Ollsch, wenn de lütt Diern blos ut de Dör kek: „Maidle, mach' Diere zu, Soldate kame!“ Uterdem had de katholisch Pap all god Vörpahl schlag'n, dat de lütten Dierns denken müssten, wi wiern de reinen Minschenfreters. Bi diss oll'n Lüd hier, wo ik in Quartier leg, wier ne lütte Diern von achteihn Johr, ne Enkelin von de Oll'n, de wier nich utreten. Nich wil se en Driewkiel wier, de dorup utgüng, mal mit en'n Soldaten to pussiern, ne, se wull de beiden Oll'n mit de Arbeit nich allein sitt'n laten. Se het Rosalie un wier en lütt hübsches Mäken. Ik säd ok nich ne, as de beiden Oll'n mi fragen ded'n, ob ik beten mitgahn un Rosalie bi dat Anbind'n von de Wienreben helpen wull.

As wi Middag eten had'n, dunn güng'n wi beid los. Unnerwegs un bi dat Anbind'n heb'n wi uns beid vel vertellt. Ik vertellt ehr von min meckelbörger Heimat uns se mi von ehr Heimat. As de Verspertied ranwier, dunn wier'n wi all beid sowiet, dat wi beid ut en Buddel drünken. Un as dat Abend wier un wi beid nah Hus güng'n, verafred'ten wi en'n lütten Spaziergang nah dat Abendeten. Min Kameraden, de uns begegerten, makten verlowte Ogen un keken uns nah. Wi güng'n ut dat Dörp herut, dat wier noch hellig Dag, äwer de Sünne wier all tämlich wiet nah de Barg run. Ik stünn still un säd: „So schön habe ich in dieser Zeit Ihre Heimat noch nicht gesehn. Einmal war ich nicht in solch angenehmer Gesellschaft wie heute, zum andern ist man als Soldat selten in der Stimmung, um solche Naturschönheit richtig genießen zu können. Ich danke Ihnen, Fräulein, dass Sie mir diese schöne Stunde in Ihrer Gesellschaft geschenkt haben.“ „Ach“, säd se, „sagen's doch nicht immer Fräulein, i heiss' Rosalie, das höre i lieber als das dumme Fräulein.“ Nu wull se ok min'n Vörnamm weten un ik had jo gorkeen Ursak, ehr den'n to verhemlichen. „O“, munt se, „den mag i als gern, also Charlie heisst Du.“ Dunn würd se gewohr, dat se mi duzt had, wil ik ehr beten siehr verduzt ankek, as se Du säd. Ik let ehr äwer keen Tied to'm äwerleggen un säd fix, dat dat eigentlich en'n Unsinn wier, wenn wi uns as twe so junge Minschen hier siezen ded'n, wi wull'n man bi dat Du bliewen. Wi heb'n dat ok dahn un ik hew dor in Sulzmatt ne schöne Woch' verlew't. Ik wet recht god, dat mennig en nu denken ward: „Na, wat dor woll all passiert is --- denn en jung'n Soldat un en jung'n Mäken, de so to seggen Dag un Nacht allein sünd, Grossvadder un Grossmudder tell'n doch as Wächter nich, ne ganze Woch lang, dat is woll nich so drög afgahn.“ Se heb'n ok mit ehr'n Verdacht nich ganz Unrecht, denn ik hew dat oft genug erlew't, dat en örre de anner so en Gelegenheit utnutzt het un naher güng he rin in de Welt. Dat Mäken set naher äwer dor in ehr Elend. Ik hew disse Gelegenheit nich utnutzt un dat freut mi hüt dissen Dag noch, denn dit lütt Mäken wier mi to schad' un ik glöw, se het mi dat späder noch dankt, dat se en'n anständigen meckelbörger Jung kenn'liert had. Uns Abschied wier siehr rührend, se rohrte as en lütten Roggenwulf, ik müsst ehr verspreken, recht oft to schriewen, wat ik ok poormal dahn hew. Enmal het se mi ok in Colmar besöcht, dat wier to de Colmarer Messe. Wi heb'n werre en'n vergnögten Sünndag verlew't, ik had Geld in de Tasch un künn mi de ganze Messe mit all ehr Boden mit ehr tosam bekieken. Ik wet, se het vel Spass doran hat, se kennte Colmar gornich un mi sünd de poor Groschen nich led, de mi dat dissen Sünndag kost het. Mi het dat vel Freud makt, dat se sich öwer alles so kindlich freug'n künn. Naher hew ik se nie werre sehn un ok nix von ehr hürt un so as hüt de Verhältnisse ligg'n, ward se ok, woll as ehr Öller-Öllern werre Franzos' wor'n sind.

As wi von dit Kommando torügg kemen, güng dat bi'n lütten los, dat Manövergepäck tosamtosöken un an'n sössten September führten wi in dat Manövergelän'n. Ditmal wier'n de Übungen mieh'r nah Karlsruh' to, wo wi ok en'n Sünndag inquartiert west sünd. Wi hëb'n in dit Manöver ok mennichen Spass hat un dat het uns alltosam ok schön gefall'n. Mi sülvst het dat am schönsten in Pforzheim gefall'n, ne lütte saubere un siehr rieke Stadt, wo en Goldwör'ngeschäft neb'n dat anner is. De Lüd von de ganze Ümgegend arbeiten hier as Goldarbeiter. Ditmal hew ik ok de Hohenzollernburg Sigmaringen neger to sehn kregen, dat het, wi sünd mieh'r dacht vörbimarschirt un süngen denn ut vulle Kehl: Auf Hohenzollern's steilem Felsen, wo unverzagt die Eintracht ruht. En'n Sünndag legen wi in en Döörp, den'n Namen wet ik nich mieh'r, dor güng dat lustig her, denn dat wier in de Appelmostied. Dit oll Tügs duhnt ganz gewaltig un wi had'n uns den'n Sünndag en'n schön'n Zopp andrunken. Alles güng öwer god, bos ik verget annern Morgen bi den'n Buern min Feldflasch. Dat wör nu nich so schlimm west, bos wenn ik min'n Kram awliefern müsst, denn blew mi nix anners öwrig, as dat Dings to betahlen. Nu wull äwer dat Schicksal, dat wi enes Abends dicht bi dit Döörp in Biwak kemen un ik frög den'n Feldwebel, ob ik mi woll min Feldflasch werre halen künn, de ik dor vergeten had. Männigen ward nu seggen, wurüm ik dämliche Klaas noch lang'n fragt hew. Dissen kann ik öwer bos seggen: Lew Fründ, du büst woll keen Soldat west un wet'st nich, dat ahn besonnere Erlaubnis keener den'n Biwaksplatz verlaten darf. De Feldwebel schnöw mi nich schlicht an: „Was wollen Sie? Haben Sie nicht gehört, daß keiner den Platz verlassen darf? Seit wann haben Sie denn die Feldflasche nicht mehr bei sich?“ As he hürte, dat ik se all öwer ne Woch nich hat had, dunn ment he: „Na, dann werden Sie doch wohl noch in's Loch kommen, Sie! Aber meinewegen gehen Sie, werden Sie aber geschnappt, ich weiß von nichts, verstanden?“ „Jawohl, Herr Feldwebel“, säd ik. Ik nehm de Been'n in de Hand un löp up dat Döörp los, wat vör mi in'n Düstern leg. Nu wier dat dissen Abend öwer utgewöhnlich düster un ok all tämlich spä'd. Rin in dat Döörp dürft ik nich gahn, denn ik künn to leicht en'n Offzier von uns begeg'n, denn öwer har ik mi bi em mell'n müsst. Ik schleek mi also ümmer döörch de Gorens un söcht nu den'n Buerhof, up den'n ik legen had. Von de Strat ut had ik em woll leicht fun'n, äwer von de Achtersied wier dat in'n Düstern nich so leicht. Lange Tied to'm Öwerleg'n had ik nich. So middwegs in dat Döörp leg dat Gehöft, wo wi west wiern. Ik güng, as ik enige Tuns öwerkladdert had, drierwens up en Hus los, kek dor von hin'n in't Finster un seg dor Stücker zwölf Artilleristen bi't Abendbrot sitten, de dor inquartiert wier'n. De oll Fru, de bi ehr in wier, kem mi siehr bekannt vör, as wenn dat min Quartiermudder west wier von damals. Ik güng döörch de Hinnerdöör rin in dat Hus un glik rin in de Stuw. Ik säd: „N'Abend'“. „Ach“, segt de Ollsch, „da is ja unser Jager. Wo kommen als Sie denn her?“ Nu vertellt ik dat oll Müddercken, wat ik bi ehr söken ded. „Freili, freili“, segt se, „die Flasch' ist halt da.“ Se füng an to söken. De Artilleristen keken mi beten schew an, wil se glöwten, ik fret ehr am En'n noch dat Abendbrot up. Ehr Angst wier ok ganz berechtigt, denn de Oll kem mit min Feldflasch in de Döör, kreg mi an den'n Arm un leigt mi an den'n Disch ran. „So kommen Sie nit furt, Herr Jager“, säd se, „ersch't müsse Sie als bissel mitessen.“ Se schöw mi en'n Brettstohl hen un ik nich ful, klemmt mi twischen twe Kanoniers rin, ahn mi an ehr schwew Müler to kier'n. Ik langt' mi den'n Tüftensalat un de Knoblauchwust neger, denn ik had hüt bos to den'n Brotbüdel lewt un dor wier ok nich alltoev in west. To'm Drinken had'n wi werre den'n zackermannen Most. Ik wier äwer hungrig und döstig ok, also run dormit. As ik schön satt wier dunn bedankt ik mi bi de olle gode Fru nehm min Feldflasch, de ok schön vull Most wier un kladdert werre öwer Tuns un Grabens nah unsen Biwaksplatz. To Stell mell'n brukt ik mi ja nich, ik kröp also furts in dat Zelt un hew dor schlafen as en'n Doden. Dis Nacht hew ik nich fror'n, dorför sorgte de Most, de heizte mi schön in. Den'n annern Morgen tippelten wi all in'n Düstern los, wi had'n de Spitz un müssten dorüm all twe Stun'n tiediger los as de Infanterie. As wi döörch dat ierste Döörp kemen, dunn kröpen de Herr Infantristen grad ut ehr Stroh ruter un röpen uns to: „Wo wollt Ihr Quakfrösche denn schon hin? Ihr habt's wohl sehr eilig? Quak, quak, quak!“ Wi röpen ehr to: „Ji Bummsköpp, Juch möt ümmer ierst de Sünn in den'n Hinnern schien'n, ierer war'n Ji nich munter. Harkt Juch man ierst dat Stroh ut

dat Hoor, Ji Bummsköpp!“ Kem uns de Train äwer den’n Weg, denn güng dat los: „Kolonne Purr, Kolonne Purr, wo will denn der Tra-ain schon hin?“ –

An den’n letzten Manöverdag passierte noch en Unglück. En Enjährig von de Grenadiere in Karlsruh’ würd ut ganz nege Entfernung von ne Platzpatron drapen un wier in poor Minuten dod. Sofort würd „das Ganze halt“ blast un alles kreg to weten, wat passiert wier. Ahn all den’n Quatsch, de süss an dissen Dag drewen würd, marschierten wi nah den’n negsten Bahnhof, ik glöw, dat wier Schwetzingen. Dor würd still afkakt un dunn güng dat verladen nah Colmar los. Wi kemen dor werre, as dat Jahr vörher, midden in de Nacht an un alles haute sich dodmöd up den’n Strohsack hen. Den’n annern Morgen güng dat glik los, dat de Saken up de Kamer afgewen würd’n. Korl Bütow bröchte sin letzten „Aas, Aas, Schweinebiest“ bi uns an den’n Mann, äwer ditmal lachten wi doröwer. Bloss Willem Evers de all werre bannig en’n schmettert had, kem mit em noch dull tosam. Dor fehlte nich vel an, denn wier Willem noch in’n Kasten kamen. Ditmal wier Korl Bütow äwer nich so. He seegt öwer, dat Willem duhn wier un nich Koh öre Kalw ünnerscheden künn. De vier Enjährigen had’n to’m Abschied Willem poor Mark in de Hand steken un de had Willem in de Kantin in Bier un Brannwien ümset’t. Dis dre Dag, de wi noch in Colmar wier’n, is Willem öwerhaupt nich nüchtern wor’n. Wi heb’n an den’n oll’n Burschen noch mennigen Spaß hat, denn wenn Willem duhn wier, künn man vel mit em upstell’n. De poor Dag lepen fix hen un an den’n dreißigsten September morgens früh blösen uns de Waldhornisten mit den’n sülwigen Marsch ut dat Dur, mit den’n se uns vör twe Jahr rinnerblasen had’n. „Ich schieß den Hirsch im wilden Forst, im tiefen Wald das Reh.“ Ditmal süngen wi dat Led ut vulle Kehl mit. Bloss ener von uns let de Uhr’n beten häng’n un dat wier Max Wendt. Max had schweren Abschied von Colmar nahmen, denn de oll Jung wier in diss twe Jahr glückliche Vadder wor’n un müsst nu Mudder un Kind in Colmar laten. Max süng’ nich mit un ik seg em dat an, wenn he blos dat Mul updahn had, denn had he luthals losrohrt as en Kind. Dit wier en anner Instieg’n up den’n Bahnhof in Colmar as damals in Niegenstrelitz, as wi as Rekrut verladen würd’n. In dat Afdel bi mi set Oberjäger Möller, Max Wendt, Otto Baas’, Kaschau, Evers, Gütschow un Albrecht. Albrecht wier en Kohlhaas, en Gärtner, de bannig Tenor singen künn. He het sich bi diss Reis’ so hen sung’n, dat he in Berlin keen Wurt miehr segg’n künn, so hesch wier he. Hinner Frankfurt had’n wi en’n Vermissen un dat wier Max Wendt. Wi müssten up en Station den’n Zug wesseln, ik wet hüt nich miehr, wo dat wier, un as wi wiererführ’n wull’n, fehlte Max Wendt. Dat is mäglich, dat he uns vör leuter Heimweh utritscht is nah Colmar. Wo he abblewen is, wet ik nich, ik hew em nich werre sehn un ok nix von em hürt. Wi kemen ditmal dörch Berlin, denn nu wier’n wi all ierer tosam to holl’n as damals vör twe Jahr. Dunn wagten se dat mit uns Hod’ Hamels nich. Nu güng dat all siehr ruhig af un wi wier’n ok all vel weniger wor’n. Öwerall wier’n poor häng’n blewen, de de Transportführer up de Stationen entlaten had. Wi kemen denn endlich ok nah Niegenstrelitz ran un hier steg ik mit noch en’n Kameraden ut. Toierst güng ik nah min’n oll’n Liehrmeister, Fru Höhning, de mi seggen ded, dat ik mi den’n negsten Dag Klock teihn upt Schloß vörstell’n süll bi de Fru Fürstin. Ick süll mi öwer man ierst noch min’n schön’n Schnurrbart afschnieden laten. Ik güng denn ok hen un löt mi dit twejöhriige Gewächs ut min Gesicht heruter schrapen. Dorbi kreg ik mi dat Lachen, wil ik an en Manövererlebnis denken müsst. De Balbier frög mi, wat ik denn so to lachen had. „Ja, wenn se dat Spass makt, will ik se dat vertell’n,“ segg ik. De Balbutsch wier glik FÜR un Flamm un wull dat hür’n. „Wi wier’n in dit letzt Manöver in en Dörp in Baden in Quartier,“ vertell’t ik nu, „un wull’n uns ok dor bi den’n Bader rasier’n laten. Nu denken’s sich mal: de Kierl spuckt in dat Sepennapp un schlögt Schum. Un dissen Dreck schmert he en’n Kameraden in’t Gesicht. Ener von uns frögt den’n Mann, ob he dat immer so maken ded bi sin Kundschaft. „Nei,“ seggt de Kierl, „bi unsre Baure do spuck i als die Cherli einfach ins G’sicht un schmier dann als die Seif’ drüber.“ De Balbier wull dat nich glöb’n, dat künn he sich nich denk’n, dat in sin Handwark noch so ne Schweinegels gewen ded. „Denn gahn’s man nah Baden, dar war’n Se alle Dag noch so en’n fin’n,“ segg ik. Nu had he mi von min’n Schnurrbart un min Manöverstoppeln befreit un nu künn’t losgahn mit de Vörstellung bi Hof, ik wier dorto parat.

Zwei junge Mecklenburgerinnen besuchen 1858 Berlin

Goede Gendrich

1858 unternahm Louise Rehberg, eine Tante meiner 1886 geborenen Mutter, mit einer Freundin gleichen Vornamens eine beschwerliche fünftägige Reise von Mirow, Mecklenburg-Strelitz, nach Berlin. Die Eindrücke, die sie auf der Reise und in Berlin gewann, hielt sie in einem mir erhalten gebliebenen Brief an eine nahe Mirower Verwandte fest. Damals gab es noch keine Eisenbahnverbindung von Mecklenburg-Strelitz nach Berlin, und die Damen mußten mit dem Kutschwagen auf einem weit nach Westen ausholenden Umweg über Wittstock und Kyritz zum nächstgelegenen Bahnhof Zernitz über 60 Kilometer zurücklegen, um mit dem von Hamburg kommenden Zug, nach weiteren 80 Kilometern, das „ferne Berlin“ zu erreichen.

Mirow, wengleich bereits 1227 als Johanniterkomturei gegründet, war 1858 noch ein kleiner, etwa 1500 Einwohner zählender, zumeist von Ackerbürgern bewohnter Flecken, in dem von einem kulturellen Leben nur in einem sehr bescheidenen Maße gesprochen werden konnte. Dementsprechend überwältigend wirkte das pulsierende Treiben der Großstadt – Berlin zählte damals bereits eine halbe Million Einwohner – auf die beiden unternehmungslustigen Damen. So erstaunlich das Programm ist, das beide in wenigen Tagen unter der Führung ihrer Freundin Lucinde Gerlach absolvierten, so reizvoll ist auch ihr am Ende eines jeden Tages geschriebener Bericht über ihre mit wachen Sinnen und weit geöffnetem Herzen aufgenommenen Erlebnisse zu lesen:

„Liebe Marie!

Mein Versprechen haltend, wie es einem rechtschaffenen Christen ziemet, beginne ich denn, meine liebe Marie, mit meiner Historie. Nur bitte ich Dich, meine etwas verwirrten Zeilen mit meiner sicherlich unbürgerlichen Aufregung zu entschuldigen. Ich bin noch ganz betäubt von dem Gerassel der Wagen und dem Pfeifen der Lokomotive – und müde bin ich – na ob!

„Von Hause bis Wittstock ist uns in der Frühe in dem undurchsichtigen Nebel nichts erhebliches passiert, und beginne ich denn in Wittstock bei Bäcker Roas, wo wir uns bei einer Tasse Tee erquickten. Von hier fuhren wir mit einem Bummler bis Zernitz – aber was ist ein Bummler? wirst Du fragen. Ja, ein Bummler ist – ist einer, einer, einer, der bummelt. Denke Dir einen schmalen Wagen, gezogen von einem stolzen Rappen, welcher, dem Kommando seines Führers gehorchend, die Strecke von 4 Meilen in ununterbrochenem Trabe zurücklegt. Vorn auf der Deichsel sitzt der Kutscher im Gefühl seiner Würde, an seiner Seite ein reisendes Genie von einem Schlächtergesellen, auf dem sogenannten Kutscherbock haben es sich drei Herren – sage drei Herren – bequem gemacht, im eigentlichen Coupé des Wagens sitzen wir Damen, hinter, über und unter uns nichts als Gepäck! So rollt dieses stolze Gefährt, überall auffallend, immer noch neue Personen aufnehmend, seiner Bestimmung entgegen; diese ist vorläufig Kyritz. Hier füttert der Kutscher seine stolze Rosinante und erfrischen wir uns mit einer Tasse Bouillon. Bei einem Wirte wundermild, da war ich jüngst zu Gaste . . .

„Endlich sind wir auf dem Bahnhof (Zernitz). Nach kurzer Zeit kommt der Zug von Hamburg, wir steigen ein, und sausen dem fernen Berlin entgegen. In Berlin sitzen wir in einer Droschke und fahren zum ‚Großfürst Alexander‘, welcher uns seine besten Zimmer herrichten läßt. Von ihm gestärkt, durchwandern wir nun das große Berlin, dem Friedrich-Wilhelm-Städtischen Theater entgegen, wo Berliner Leben in dem ‚Maschinenbauer von Berlin‘ vorgeführt wurde. Müde und erschöpft gehen wir wieder zu unserem ‚Großfürsten‘, und war nun aus Morgen und Abend der erste Tag geworden.

„Aufgeschreckt von dem Gerassel der Wagen, springt Louise aus dem Bett in dem Wahn, es sei Feuer, beruhigt sich indessen bald wieder, und verlassen wir auch bald darauf unseren ‚Großfürsten‘, um uns zuerst planlos in dem Gewühl der Straßen umher zu treiben. So großartig hatten wir es uns nicht gedacht und werde ich Dir dies, meine liebe Marie, später mit allen Einzelheiten erzählen. Gegen zehn Uhr findest Du uns mehrere Stunden die Räume und Kunstsachen des Neuen Museums mit unseren staunenden Blicken betrachtend, doch das Nähere hiervon wieder später. Gegen vier Uhr begaben wir uns nach Kroll's Etablissement, wo wir die Pracht der Säle bewundern und der Konzertmusik lauschen – aber nicht etwa Sump'scher Musik in Molls Garten in Mirow! –, den großen Turm besteigen, um einen Überblick über das Häusermeer, Berlin genannt, zu haben. Doch dieses alles Dir ausführlich zu erzählen, soll mir später noch ein besonderes Vergnügen machen! Nur das will ich hier noch anführen, daß Herr Belachini uns durch seine Zauberkünste alle in Erstaunen setzte. Unter anderem wurde auch geschossen, und hatten sich Louise und ihr Herr Nachbar, ein feiner Berliner Herr, schon in feste Positur gesetzt, den Schuß zu ertragen. Louise hielt sich tapfer, doch das Berliner Kind verlor die Kontenance. Doch von heute nichts mehr! Wir trabten, noch alle Läden unter den Linden bei Gasbeleuchtung in Augenschein nehmend, nach unserem ‚Großfürsten‘ – und wurde aus Morgen und Abend der zweite Tag.

„Sonntag Abend:

„Es gibt Eindrücke im menschlichen Leben, liebe Marie, die man nie vergißt, und einen solchen hatten wir heute abend im Opernhause. Es wurde ‚Flick und Flocks Abenteuer‘ gegeben. Nein, hättest Du dieses Ballett gesehen, dann würdest Du sagen: ‚Ich habe alles gesehen!‘ Daß Menschen so etwas auszuführen im Stande sind, kann man sich nicht vorstellen, ehe man es nicht gesehen hat. Es ist unvergleichlich, es läßt alles hinter sich zurück, ich war, wie man so sagt, ganz entzweit! Diese herrliche Musik, die noch herrlichere Vorstellung, die prächtigen Anzüge und das prachtvolle Opernhaus selbst machen einen Eindruck, der nicht zu beschreiben ist; es ist ein Genuß, der über alles geht. Die Einzelheiten des Stückes wirst Du noch mündlich von uns erfahren.

„Heute morgen war unser erster Gang zum Photographen. Dann gingen wir zum großen Dom. Der Dom ist an und für sich nicht schön zu nennen, doch schön ist der Gesang des Domchores. Darauf gingen wir in die katholische Hedwigskirche und sahen das Besprengen mit Weihwasser und das Beten der andächtigen Katholiken. Endlich gingen wir in die Petrikirche, ein herrliches Bauwerk, welches zu besehen wert ist. Mit den Kirchen fertig, nahmen wir noch das Bildermuseum in Augenschein, herrliche Gemälde, fast alles Heiligenbilder, von den größten Künstlern der verschiedenen Jahrhunderte ausgeführt.

„Zu Mittag speisten wir bei unserem ‚Großfürsten‘ und fuhrten dann mit Lucinde Gerlach in den Zoologischen Garten, wo wir bei den Papageien und Kakadus anfangen und bei den Elephanten, Tigern, Bären, Löwen etc. aufhörten. Morgen werden wir eine Tour nach Potsdam und Umgebung machen, davon morgen abend.

„Also in Potsdam:

„Auf dem Bahnhofe angekommen, fuhrten wir nach Babelsberg, dem Lieblingsaufenthalt des Prinzregenten (des Prinzen Wilhelm von Preußen, der für den 1857 an einem Gehirnleiden erkrankten König Friedrich Wilhelm IV. die Staatsgeschäfte übernommen hatte), wo wir das Schloß und die reizende Umgebung sahen. Von dort ging es nach Schloß Glienicke, wo gefrühstückt wurde, dann weiter ging's durch die russische Kolonie Nowawes nach dem Pfingstberg, wo wir eine herrliche Aussicht, vier Meilen weit im Umkreis, hatten; von hier durch Sanssouci nach dem Neuen Palais, wo wir abermals Gelegenheit hatten, ein Prachtgebäude des großen Friedrich anzustaunen. Mit Filzschuhen angetan, durchwanderten wir das ganze Palais. Besonders sich hervorhebend sind der Muschel- und der Marmorssaal. Wir gingen nun durch Sanssouci nach der Stadt, und in einer halben Stunde brachte uns der Feuerwagen wieder nach dem schönen Berlin. – Abends gingen wir mit Lucinde in die Oper: ‚Die Ballnacht‘ und mußten wieder Mäuler und Ohren aufreißen. Auch Maria Taglioni sah

ich hier zum ersten Mal tanzen, nein, tanzen ist zu wenig gesagt – nur schweben sah man sie. Nachdem wir uns bei Kranzler mit einem Glase ‚Eis‘, denn uns war sehr heiß, etwas abgekühlt hatten, wanderten wir fröhlich und guter Dinge wieder unserem ‚Großfürsten‘ zu.

„Heut ist nun der letzte Tag in Berlin und haben wir reichlich mit unseren Einkäufen zu thun. Wenn ich Dir sage, daß wir allein zwei Stunden brauchten, eine passende Hutnadel für Dich zu finden – auch ein paar gläserne Armbänder hatten wir für Dich ausgesucht, doch der Preis von 4 und ein paar Minuten später von 5 Silbergroschen war uns zu unerhört, und ließen wir es deshalb bei der Hutnadel bewenden. Abends gingen wir noch zu später Letzt ins Schauspielhaus, wo ‚Richard III.‘, Trauerspiel in 5 Acten, gegeben wurde; nichts wie Mord und Totschlag – und nun schnell zur Post und fort gings – der alten lieben Heimat entgegen.

„Es grüßt Dich Deine Louise Rehberg“

(Louise Rehberg blieb ledig. Aus dem jungen Mädchen wurde eine ebenso würdige wie herrische alte Dame, die kurz nach dem letzten Weltkrieg im Alter von 104 Jahren verstarb. Geistig bis an ihr Ende rege. Uns, der jüngeren Generation ihrer Verwandtschaft, flößte sie stets höchsten Respekt ein.)

Lebensgruß

(Stammbuchblatt)

Eine große Landstraß' ist unsere Erd',
Wir Menschen sind Passagiere;
Man rennet und jaget zu Fuß und zu Pferd,
Wie Läufer oder Kuriere.

Man fährt sich vorüber, man nicket, man grüßt
Mit dem Taschentuch aus der Karosse;
Man hätte sich gerne geherzt und geküßt,
Doch jagen von hinnen die Rosse.

Kaum trafen wir uns auf derselben Station,
Herzliebster Prinz Alexander,
Da bläst schon zur Abfahrt der Postillon,
Und bläst uns schon auseinander.

Heinrich Heine

Lütten Schaapskopp

Von Otthinrich Müller-Ramelsloh

Wer von den alten Rostocker Studikern kennt ihn nicht, Emil Fink, den Klausenwirt, Ecke Augustenstraße/Stadttheater! Wen er mit ‚lütten Schaapskopp‘ titulierte, der hatte es allzeit gut bei ihm.

Klause, das ist der Schlußfall eines Tonsatzes, gewissermaßen der Abgesang.

Und das war sie denn auch für uns.

‚Hei hett männich Klaus dörchmaakt‘, das hieß, er hat viel erlebt. Und erleben konnte man in der Klause bei dem alten Emil Fink allerlei. Neben den Studikern saßen da die Mimen vom Stadttheater, die Akademiker aller Fakultäten, von den Professoren angefangen, und die Kaufleute.

In der Klause war immer ‚was los‘!

‚Up de Klaus passen‘, das hieß beim Tanzen ‚nicht aus dem Rhythmus zu kommen‘! Wir sorgten dafür, daß wir bei Emil Fink nicht aus dem Rhythmus kamen.

Wenn einer von seinen alten Gästen das Examen bestanden hatte, dann flaggte Emil und das war Ehrensache: abends wurde bei ihm gefeiert. In dem verräucherten Lokal mit dem dunklen, hohen Gestühl und den gescheuerten Tischen, in die schon Generationen ihr Monogramm gekerbt hatten, da saßen sie, ‚die vom breiten Stein nicht wankten und nicht wichen, die ohne Spiess bei Lieb und Wein dem Herrn der Erde glichen‘! Der kleine, flinkäugige Klausenwirt war immer mitten unter ihnen. Er kannte sie alle bei Namen, und er hatte für jeden ein aufmunterndes Wort.

Er gab nicht jedem Kredit, nein, durchaus nicht, aber, wenn sich einer von seinen alten Gästen beklommen ihm anvertraute, dann lächelte er nur,

ja, mienen lütten Schaapskopp, denn schrief man up’n Briggen, över ok dienen Namen dartau und dat Datum!

Den Briggen nahm er an sich und steckte ihn, fast feierlich, in eine Kommode. Die stand neben dem Gästezimmer.

Eines Tages kam ich zu ihm, um ihm zum Geburtstag zu gratulieren: Es war mittags. Er hielt sich im Raum neben dem Gästezimmer auf, da, wo die ‚bewußte Kommode‘ stand.

Emil Fink hatte sich über sie gebeugt und wühlte darin herum. Sie war wohl so 1½ m tief. Von ganz unten holte er eine Handvoll Briggen herauf. Dann setzte er sich an den Kaffeetisch, wo schon mehrere Stapel Bierbriggen lagen, und las die Namen und die Daten, versonnen vor sich hin lächelnd:

De is all Perfesser in Marburg! Ach und de, de is Kusenrat in Wismer, de is Afteiker worrn und wahnt in Güstrow, de is 1916 follen, de ok, ja, de Besten, de sünd follen, und de, de güng jümmers so staad, as de Pogg in’n Maandschin, he weer Obotrit, ach und de, dat weer nen Philosoph. Wenn ik em seggn dä, he weer nun duuhn naug, he schüll nah Huus gahn, denn sä he ganz trurig, ach Emil, mi is blots dat Maat weglopen. Dat kriegen wi wedder hen! Ik bestell mi neeges!

Ja und den, den neumten se Kücki, wiel he so good kreigen künn. De weer ok jümmers dull vergneugt: ‚Ja, dat hebb ik doch wedder maarkt, Emil Fink, von’n Kööm ward’n duuhn! Snurriken Kraam ist dat doch!‘

De wull Paster warden, hett dat över nich schafft: ‚Wi trugen den Kater mit ’n Goldfisch‘, weer sien Snack, ‚denn kriegt de Katt keen Jungen miehr!‘ Und dat, dat

weer de dick Schüßler; he harr ne Bost as'n Deern und, wenn ein jem darob henwiesen dä, denn sä he: „Ik laat mi ne Ammenbost wassen. Den bruuk ik keen Beer mehr!“ Sien Corpsbrauder Harald Geist sä jümmers: „Alles mit Maaten, sä de Fruu, denn drüink se Bottermelk ut'n Fingerhaut!“

So harr he bi jeden Briggen sien Gedenkens und af und an, denn schüürt he sik ut vör Lachen!

Ik sä nu: „Aber, Herr Fink! Das sind ja tausende Mark! Sie müssen einen Anwalt beauftragen. Die Ansprüche verjähren doch!“

„Dar lachen sik doch de Kreigen to‘, antwortete er und sah mich über den Goldrand seiner Brille weise an:

Dat is doch vun mien lütt Schaapsköpp. De hebb ik all vör egen annahmen! Vele hebben ok all betöhl't. Denn kunn ik den Briggen nich glieks finden. Siehr vele hebben ok all de Krepanz kregen¹⁾. Vun de weet doch keen Inwahnermeldeamt de Adress nich! Ja, dar krepirt männich Pierd, wo nich mool de Hunnen wat vun afkriegen! Weetst Du, wat Moses sien Hund för Hoor hett? Nee, weeßt dat nich? Ja, de Studeerten! Hunnenhoor natürlich! Je und weeßt Du, hier, mang de Briggens, dar sünd veel Hunnenhoor mang! Und för den Spaaß, dar lett man doch kenen Dokter för haalen! Wiert hett blots noch de Briggen!

Die Erinnerung an manchen fröhlichen Zecherkreis, das war ihm das Wichtige!

Die Klausen ist später ausgebombt, als Rostock unter dem Bombenregen unserer amerikanischen Umerzieher ausbrannte! Da ging auch die Kommode in Flammen auf! Mit ihr die vielen Erinnerungsstücke von Emil Fink!

Die Klausen ist nicht wieder erstanden.

Aber in der Erinnerung der alten Rostocker Studiker, da wird sie noch lange leben!

Erinnerung: Verinnerlichungswerte! Man muß sie sich schaffen, um aus ihnen leben zu können! Sie sind das Lebensgrundgesetz des Menschen, seine Vorprogrammierungswerte.

Wer sich an nichts erinnert, der hat auch nichts aufzuweisen. Der ist leer!

Schafft Euch Erinnerungen, liebe Leute!

1) sie sind gestorben (krepirt)

Berichtigung

In der von Dr. Otto Witte für Otthinrich Müller-Ramelsloh zum 75. Geburtstag gehaltenen Laudatio, die wir im Heft 81 gebracht haben, ist in der Wechselrede zwischen Virchow und Schliemann versehentlich eine Zeile fortgelassen worden. Es muß auf S. 70 oben heißen:

Schliemann: Vielleicht im Ganzen:
Aus des eig'nen Wesens Grundzug
Leuchtet Erfahrung vieler Leben
In uns auf:
Doch hat ein jeder nicht
Ein schönes, volles Leben,
Sich zu bewähren,
Seine Zwecke kühn zu setzen
Und zu meistern!
(S. 87)

Unfreiwillig auf Beobachtungsstand

Von Heinz Günther Piehler

Niemand verließ ohne zwingenden Grund die zu kleinen Festungen ausgebauten, aus dicken Birkenstämmen zusammengefügt Blockhäuser, die kunstvoll auf den moorigen Boden aufgesetzt waren. Des nachts aber kam Leben in die Stellung, da wurden die Pallisaden besetzt, hallten Schüsse und Axtschläge dröhnend durch den Wald, klapperten die Eßgeschirre gespenstisch im Dunkel und rollten knarrend die Feldküchen über die langen Knüppeldämme.

Drüben, beim Russen, erklangen die gleichen Geräusche, und hin und wieder strichen auf beiden Seiten M.G.-Garben pfeifend und sirrend durch die Bäume oder heulten vereinzelte Granaten durch die Wipfel, um mit weithallendem Krachen in den oberen Ästen zu zerspringen oder mit dumpfem Plopp im Moor zu verschwinden.

Trotzdem verlebte Wachtmeister Wandel hier ruhige Tage. Zu beobachten gab es nicht viel außer an der Nordseite, wo sich der Wald zu lichten begann und streckenweise in eine weite Buschlandschaft übergang. Die Front war in viele, sich überschneidende Sperrfeuerabschnitte eingeteilt, die alle für die Batterie längst eingeschossen und festgelegt waren, so daß bei einem plötzlichen Angriff der Russen nur der entsprechende Sperrfeuername durchgegeben zu werden brauchte, um das Feuer der Batterie auszulösen. Doch niemand rechnete mit einem größeren Angriff, die Fronten lagen sich erstarrt gegenüber und kleinere Unternehmen waren nur ein gelegentliches Stören und Abtasten.

Wandel hatte wenig Ursache, seinen verhältnismäßig sicheren Bunker aus Baumstämmen zu verlassen. Er las viel, machte hin und wieder eine Verständigungsprobe mit dem Funkgerät, wartete auf die Verpflegung und die Feldpost, schrieb Briefe und besuchte ab und zu den Chef des ihn umgebenden Infanterie-Bataillons, einen jungen schneidigen Hauptmann. Dieser war es eigentlich, der ihn in die verfluchte Lage gebracht hatte, die für ihn brenzlich enden sollte. Er war ein lebenslustiger, stets zu allerlei Witzen und Scherzen aufgelegter Kerl, der seinen Spaß daran hatte, den kleinen wichtigtuersischen Artilleristen zu hänseln und an der Nase herumzuführen. Er machte gern kleine Saufgelage in seinem mit künstlerischer Liebe ausgestatteten Blockhaus, und mehr als einmal hatte er, um die lange nächtliche Wartezeit totzuschlagen, auch Wandel zu einem ausgiebigen Umtrunk herüberrufen lassen.

Wandel mochte Alkohol nicht, obwohl er viel vertragen konnte, sah es aber als seine Pflicht an, mitzuhalten. Der Weg zum Blockhaus hinüber durch das nächtliche Dunkel war ihm ein Greuel. Das häßlich pfeifende Geräusch der M.G.-Geschosse, das Zwitschern der Querschläger, die unvermuteten Einschläge der Granatwerfer, und die ab und zu die Nacht unwirklich aufhellenden Leuchtkugeln ließen immer wieder eine nicht zu überwindende Furcht in ihm hochkriechen. Jedesmal schlug ihm das Herz bis zum Halse, wenn er über den Knüppeldamm sprang und sich ausmalte, daß er jeden Augenblick hier im tiefen Urwald von einer Granate zerfetzt und im Morast begraben werden könnte. Immer hatte er erleichtert aufgeatmet, sobald er den schützenden Gefechtsstand erreicht hatte. Trotzdem sah ihm niemand seine Angst an und jeder begrüßte den ‚Kleinen‘ mit lautem Hallo. Die Nacht verging mit Späßen und Witzen.

Anläßlich eines solchen Gelages hatte der Hauptmann gegen Morgen, als alle schon in recht ausgelassener Stimmung waren, behauptet, daß Wandel nicht mit einem Funkgerät auf dem Rücken die große, als Beobachtungsstand eingerichtete Buche hinaufklettern könnte. Der Kleine, meinte er, würde Übergewicht bekommen und sich rückwärts überschlagen.

Falls er aber doch hinaufkäme und sein Gerät auf der kleinen Kanzel aufbauen könne, würde er keine Verständigung mit seiner Batterie zuwege bringen.

Diese Behauptung ging gegen Wandels Artilleristenehre. Selbstverständlich würde er Funkverbindung haben, falls er auf die Buche hinaufkäme. Was trauten ihm eigentlich diese Infanteristen zu? Und ebenso selbstverständlich würde er auf den Baum gelangen. Jeglicher Angriff auf seine kleine Gestalt, ob versteckt oder offen, hatte noch immer sein Selbstbewußtsein herausgefordert. Er kannte die Buche genau, die dicht bei seinem Bunker stand und verkannte nicht die Schwere der Aufgabe, aber er wollte sie nicht sehen. Es ging einfach gegen seine Ehre.

Mit Gespött und Gelächter ging man also hinüber zu seinem Blockhaus und baute das Funkgerät ab. Wandel schwang sich das schwere Tornistergerät auf den Rücken und trat so, wie er war, an die Buche.

Es war ein riesiger Baum, dessen mächtige Krone die umstehenden Buchen und Birken ein beträchtliches Stück überragte. Die Infanterie hatte hier einmal einen Beobachtungsstand hoch oben im Geäst gehabt, als die Front noch nicht so erstarrt war. Man hatte von seiner kleinen, von unten kaum erkennbaren Plattform aus, die in gleicher Höhe mit den umstehenden Wipfeln lag, einen guten Ausblick über den Wald und zur lichter Nordseite hin. Wandel hatte manchemal gedacht, die Buche zu besteigen, um von dort oben einen besseren Blick zu haben, hatte es aber nicht gewagt, da er die Granaten und vor allem deren Baumzerspringer fürchtete.

Jetzt aber kannte er diese Bedenken nicht. Sein Ehrgeiz und sein einmal gegebenes Wort trieben ihn vorwärts. Mit Anstrengung erfaßte er die untere, an den Baum genagelte Sprosse und zog sich langsam hoch. Sehen konnte er noch nicht viel, denn es war die Stunde zwischen Tag und Dunkel, in der hier im Walde noch fast nächtliche Finsternis herrschte. Ab und an erhellte eine Leuchtkugel den über ihm stehenden Stamm und ließ die nächste Sprosse erkennen. Er zog sich weiter empor. Das Gewicht des Funkgerätes zog ihn nach hinten und nach unten und machte das Steigen schwer. Er gab nicht auf. Bei den ersten großen Ästen, etwa zehn Meter über dem Erdboden, hörten die Sprossen auf. Er war gezwungen, sich durch das Astwerk nach oben zu winden, wobei ihm die sperrige Last auf seinem Rücken ständig im Wege war. Von unten drangen lachende Laute an sein Ohr und stachelten ihn an. Höher und höher wand er sich hinauf und war längst den Blicken der unten Wartenden entschwunden. Mit verbissener Energie erreichte er endlich die kleine, kaum meterbreite, in eine Astgabel hineingezimmerte Plattform. Er nahm das Funkgerät ab, holte tief Luft und beugte sich hinunter. „Ich bin oben!“ rief er hinab.

Gelächter und verworrene Stimmen antworteten ihm. Er konnte nicht ahnen, daß sich unten zwei Leutnante indessen den Spaß gemacht hatten, die ersten drei Sprossen der provisorischen Leiter vom Baum zu schlagen, und die Corona sich nun diebisch auf den Augenblick freute, ihn bei seinem Rückweg hilflos an den untersten Ästen zappeln zu sehen.

Wandel baute sein Gerät auf, zog die Stabantenne hoch und stellte die Frequenz ein. Es war inzwischen heller geworden um ihn, die Konturen ringsum begannen schärfer zu werden. Der Himmel zeigte schon einen ersten grauroten Schimmer. Die beiderseitige Artillerietätigkeit war verstummt.

Wandel fiel es nicht auf, daß plötzlich eine unheilvolle Stille über dem ganzen Frontabschnitt hing. Er war bemüht, eine Verbindung mit der Batterie herzustellen. Die Kopfhörer an die Ohren gepreßt, hockte er auf den beiden Brettern und drehte vorsichtig an der Abstimmung, sich wieder und wieder meldend. Es knackte und rauschte im Apparat, hastige fremde Stimmen klangen auf und verschwanden wieder, bis er endlich die vertraute Stimme des Batteriefunkers hörte. Er machte – wie verabredet – eine Verständigungsprobe, bat den Funker, am Apparat zu bleiben, und wollte sich eben triumphierend nach unten beugen, um seinen Erfolg hinunter zu rufen, als plötzlich die Hölle um ihn herum losbrach!

Der Wald heulte auf, Geschosse aller Kaliber durchratterten die Luft, Leuchtkugeln stiegen auf, M. G.-Garben bellten durch die Bäume und dazwischen jaulten infernalisch die Granaten der Stalinorgeln –

Wandel blieb das Herz stehen. „Ein russischer Angriff!“ durchfuhr es ihn. Und er hier oben im Baum, abgeschnitten von allem Geschehen und von jeder Deckung. Unter ihm das tobende Lärmen der entfesselten Kräfte, über ihm das grausige Heulen und Orgeln der Geschosse, die mit gräßlichem Krachen in den Baumwipfeln zersprangen, Tod und Verderben um sich streuend.

Er preßte sich zitternd an den Stamm. Die nackte Angst kroch ihn an. Was, was sollte er tun? Sekundenlang, ja vielleicht für Minuten, wer konnte hier die Zeit messen, war sein Gehirn völlig gelähmt, unfähig, auch nur den geringsten Gedanken zu fassen. Er war nichts als ein hilfloses Tier, bebend an die glatte Baumrinde geduckt, schutzlos den tobenden Gewalten der Vernichtung ausgeliefert. Angstvoll gingen seine Blicke in die Tiefe, doch da war nichts zu erkennen als der Feuerschein der Einschläge und stinkender, gelblicher Qualm, der in dünnen, schwefeligen Schwaden zu ihm hinaufflatterte.

Die Offiziere am Fuß der Buche waren auf ihre Posten geeilt. Vergessen war der nächtliche Spuk des Gelages, vergessen der Scherz mit dem kleinen Artillerie-Beobachter auf dem Baum.

Eine Granate fuhr saugend über ihn hin und detonierte krachend in einem unweiten Baumwipfel. Pfeifend fegten die Sprengstücke umher. Äste wirbelten durch die Luft. Wandel machte sich ganz klein. Herrgott – was sollte er tun? Runter von diesem Baum, dieser Zielscheibe der Granaten und Geschosse? Allein? Oder mit dem Funkgerät? Er wagte es nicht, in diesen Hexenkessel hinunterzusteigen. Hatte der Aufstieg schon Mühe gekostet, so wäre der Abstieg doppelt schwer und mühselig, noch dazu in diesem Inferno der Gewalten. Hilflos kauerte er auf den beiden Brettern zwischen dem Stamm des Baumes und dem Funkgerät.

Von unten drang das Rattern der M. G.'s, das kurze Bellen der Handgranaten und heftiges Gewehrfeuer herauf. Sehen konnte er nichts, der Rauch und das Blattwerk der Bäume verbargen jede Sicht. Verworren tönte das grausige, langgezogene „Urrää – Urrää“ der Russen an seine Ohren, über denen noch immer der Kopfhörer saß. Er hatte ihn vergessen im Schrecken der Ereignisse. Er hörte auch nicht, daß der Funker der Feuerstellung wieder und wieder nach ihm rief: „Dora-Anton bitte melden – – Dora-Anton, bitte melden – – Was ist los? – Geben Sie Lagebericht – Dora-Anton, melden Sie sich! – –“

Plötzlich wachte sein Geist auf. Wer rief denn da? Wer war diese quälende Stimme? Langsam wurde ihm bewußt, daß man ihn meinte, daß er ja noch Verbindung mit der Batterie hatte. Er wollte antworten, aber sein Hals war wie zugeschnürt, seine Zähne schnatterten wie im Fieber. Unendlich mühsam und stockend entranen sich ihm die Worte: „Hier Dora-Anton – – Feind – – greift – an – – sofort Sperrfeuer – Sperrfeuer – ganzer Abschnitt – – –“

Der Funker der Gegenstelle wiederholte erregt und fügte hinzu: „Bitte warten – Dora-Anton, bitte warten – –“ Nach einer Weile meldete er sich wieder: „Dora-Anton – Sperrfeuer ausgelöst – Anfrage, wie ist Lage? – Anfrage, wie ist Lage?“ – –

Wandel wollte antworten, aber er kam nicht dazu. Der Luftdruck einer in der Nähe in einem Baum detonierenden Granate warf ihn gegen den Stamm seiner Buche, daß er fast von seinem luftigen Sitz geschleudert wurde. Sirrend bohrte sich ein handgroßer Splitter hart neben seinem Arm in das Holz – –

Dann rauschten die Geschosse seiner eigenen Batterie lagenweise heran. Heulend zogen sie über ihn hinweg und zerbarsten irgendwo weit vor ihm im Walde. Die anderen Batterien seiner Abteilung schalteten sich ein, so daß es ihm unmöglich wurde, Freund und Feind zu unterscheiden. Monoton forderte ihn die Stimme des Funkers in der Feuerstellung auf, einen

Lagebericht zu geben. Wandel war versucht, sich den Kopfhörer abzureißen, um die fordernde Stimme nicht mehr hören zu müssen, aber er tat es nicht, denn irgendwie war diese Stimme auch wieder ein unbewußter Trost für ihn in seiner entsetzlichen Verlassenheit. Sie war die einzige Verbindung zum Menschlichen in dieser Atmosphäre von Stahl und Technik.

Er rief der Gegenstelle zu: „Lage unklar – Sperrfeuer fortsetzen“, und beugte sich hinunter, um vielleicht jetzt etwas zu erkennen. Undeutlich sah er hier und da springende und eilende Gestalten, konnte aber in den ziehenden Rauchschwaden nicht ausmachen, ob es Deutsche oder Russen waren, ob sie vorgingen oder zurückwichen.

Plötzlich schien es ihm, als ob das Feuer der feindlichen Artillerie über ihn hinwegzöge und weiter vorverlegt worden sei. Es wurde stiller um ihn, die Einschläge blieben aus oder klangen ferner, die Geschosse zogen höher ihre rauschenden Bahnen. In das Gefühl einer augenblicklichen Erleichterung mischte sich ein eisiger Schrecken. War die eigene Infanterie zurückgegangen? Hatte sie die Stellung aufgeben müssen?

Er hörte es deutlich, der Lärm der Infanteriewaffen klang ferner, gedämpfter. Voller Angst und Verzweiflung strengte Wandel seine Augen an, das Dickicht des Astwerks unter sich zu durchschauen. Was er sah, ließ ihn zurückfahren und erschauern. In unübersehbarer Zahl drängten fremde, erdbraune Gestalten nach vorn, gefolgt von immer neuen Scharen brauner Soldaten. Wie Käfer krabbelten sie über den Erdboden hin, besetzten die deutschen Bunker, brachten M. G.'s und Granatwerfer in Stellung und zogen wieder weiter nach vorn. Kein Zweifel, der Russe versuchte in gewaltiger Anstrengung, den tief in seine Front vorgeschobenen deutschen Bogen zu begradigen und schien, zumindest hier unter ihm, Erfolg zu haben.

Wandel duckte sich instinktiv an den Stamm. Was geschah jetzt mit ihm? Er konnte nicht zurück. Sichere Gefangenschaft oder Tod erwarteten ihn. Seine Pulse jagten, seine Hände wurden eiskalt und schweißnaß – Minuten verharrte er so: Seine Gedanken gingen in einem tollen Wirbel von Empfindungen unter. Die Stimme des Funkers in seinem Kopfhörer riß ihn in die Wirklichkeit zurück. „Dora-Anton, sind Sie noch da? Melden Sie sich! Dora-Anton, bitte melden!“

Wandel zitterte. Was sollte er tun? Wieder spähte er nach unten, wo sich mehr und mehr ein reges Leben entwickelte. Der Feind schien die ganze eigene Bunkerstellung zu besetzen und schwere Waffen nachzuziehen. Fremde Rufe drangen zu ihm herauf. Wenn sie ihn jetzt hier oben entdeckten, sie würden ihn abschießen wie ein Eichhörnchen. Er bangte darum, daß sie die unten an den Stamm genagelten Sprossen sehen könnten. Er wußte nicht, daß die Leutnante sie im Scherz bereits entfernt hatten. Vorsichtig zog er sich empor und preßte sich aufrecht an den glatten Stamm des Baumes. Es war besser wenn er stand, er bot auf diese Weise ein geringeres Ziel und war von unten schwerer zu erkennen. Seine Gedanken kreisten, seine Knie waren weich wie Gummi. Was tun? Was, was sollte er nur tun? Er konnte nicht hinunter, solange die da unten um ihn waren. Sie mußten fort, wenn er dies hier überstehen sollte. Aber wie? Sollte er warten, bis ihn der sicherlich kommende Gegenstoß eventuell befreite? Dann würde erneut die Hölle um ihn losbrechen. Würde er sie auch dann überstehen?

Langsam und hilflos wandte er den Kopf und blickte zur Nordseite hinüber. Zwischen den Wipfeln konnte er die Lichtung und die Buschlandschaft erkennen. Wochenlang hatte sie in gespenstischer Ruhe dagelegen, selten, daß man ab und zu eine huschende erdbraune Gestalt hatte erkennen können. Jetzt aber entfaltete sich auf ihr ein ungewohnt reges Leben. Kolonnen zogen vorüber, Wagen fuhren, und deutlich konnte er vier, fünf feindliche Batterien erkennen, die in dem Buschwerk in Stellung gegangen waren. Ihre Rohre waren hochgerichtet, Feuerschein zuckte wieder und wieder auf, und heulend zogen ihre Granaten über ihn hinweg, weit nach hinten zu den deutschen Batterien.

Da fand er die Sprache wieder.

Flüsternd meldete er sich der Feuerstellung mit dem knappen Kommando: „Ganze Batterie – 15 mehr – dieselbe Entfernung!“ Der Funker wiederholte und meldete nach einer Weile: „Abgefeuert!“ Gespannt blickte Wandel in seine Zielrichtung. Er hörte die Geschosse heranrauschen, sah aber die Einschläge nicht. Erst nach einigen wenigen Korrekturen stiegen die Rauchfahnen weit hinter den russischen Batterien auf. Er brach die Entfernung ab und wartete auf den Erfolg. Fast hätte er vor Spannung alles um sich vergessen, denn jetzt lagen die Einschläge seiner Batterie hageldicht im Ziel. Er flüsterte: „Feuer liegt gut auf feindlichen Batterien. Zehn Gruppen!“ Langsam streute er die ganze Lichtung ab, wo das Leben angesichts des genau liegenden Feuers rasch wieder erstarb. Es hatte ihn wie ein Fieber gepackt, Schuß um Schuß ließ er hinüberjagen, bis er sicher war, daß die russischen Batterien zum Schweigen gebracht waren. Einmal fuhr eine grelle Flamme drüben auf; mit gewaltigem Krachen, das bis zu ihm hinüberdrang, war ein Munitionswagen in die Luft geflogen, den ein Schuß getroffen hatte. Wandel aber ließ nicht eher von seinen Zielen ab, bis nichts auf der Lichtung mehr Leben zeigte. Dann erst ließ er das Feuer einstellen und lehnte sich aufatmend an einen großen Ast, der neben ihm wie eine Brüstung seine kleine Kanzel umgab. Das Schießen seiner Batterie und die Feuerkommandos hatten ihn abgelenkt und seine Lage vergessen lassen. Es hatte ihn von dem Alpdruck der nackten Angst und Hilflosigkeit befreit.

Wieder spähte er sorgsam nach unten, wo das erdbraune Gewimmel ihn umgab. Solange man ihn hier oben nicht entdeckt hatte, bestand Aussicht für ihn, die Situation zu überleben.

Doch was nun? Sollte er sich still verhalten und abwarten, bis die Befreiung kam? – Und wenn sie nicht kam? Wenn es der deutschen Führung einfallen sollte, den „Wasserkopf“ nicht wieder zurückzugewinnen? Wenn ihr diese Frontbegradigung im Grunde nicht unlegen kam? – Dann saß er hier oben zur Untätigkeit verdammt, bis der Hunger ihn hinuntertrieb, dem Tod oder der Gefangenschaft entgegen.

Sein Selbsterhaltungstrieb und Lebenswille wehrten sich gegen diese Alternative. Er schwor sich, daß sie ihn nicht lebend haben sollten. Wenn er schon hier oben auf den deutschen Gegenangriff warten sollte, so wollte er wenigstens dafür sorgen, daß die Möglichkeit, ihn vorzeitig zu entdecken, geringer war. Dann wollte er die Erdkäfer da unten zwingen, die Stellungen hier zu räumen – – –

Er ließ sich langsam wieder in die Hocke gleiten, sich dicht an den Buchenstamm pressend. Mit leisen Worten meldete er sich wieder bei der Batterie und befahl mit blassem Gesicht, in dem die Augen fiebrig glühten, das Feuer auf seinen eigenen Standpunkt! Der Funker wiederholte stur den Befehl und gab auch das übliche „Bitte warten!“ zurück, aber das Feuer wurde nicht ausgelöst. Wandel wartete nervös und fragte dann ungeduldig nach dem Verbleib des Feuers. Die Spannung zerrte an seinen Nerven. War es schon eine schier unerträgliche Belastung, die Konsequenzen des zu erwartenden eigenen Feuers auf sich zu nehmen, so war die Warterei auf die ersten Schüsse noch schlimmer.

In der Feuerstellung hatte der Funker Wandels Kommando an den Batterieoffizier, Leutnant Bodenmann, weitergegeben, der es kopfschüttelnd zur Kenntnis nahm. Das war ja unmöglich, war glatter Unsinn; der Funker mußte sich verhöhrt haben. Aber der bestätigte noch einmal die Forderung Wandels. Da begab sich Leutnant Bodenmann hinunter in den Bunker des Rechentrupps, in dem der Batteriechef über die Karte gebeugt am Tisch saß. Hauptmann Bäumer drehte sich um.

„Nun, was gibt es?“ Der Leutnant berichtete. Hauptmann Bäumer erhob sich rasch. Tatsächlich, das war unmöglich, Wandel mußte verrückt geworden sein. Die Batterie wußte zwar, daß vorn im „Wasserkopf“ alles drunter und drüber ging; es war bekannt, daß der Russe erhebliche Geländegewinne erzielt hatte, aber über die tatsächliche Lage wußte man nichts. Die Batterien ringesum schwiegen, da die vorgeschobenen Beobachtungsstellen allesamt überrannt waren und man durch indirektes Feuer nicht die eigene Infanterie gefährden wollte. Alles wartete darauf, daß von der Abteilung oder vom Regiment neue

Feuerbefehle kamen, aber auch dort rührte sich nichts. Hauptmann Bäumer war schon glücklich darüber, daß er unbegreiflicherweise mit Wandel noch immer Funkverbindung hatte und noch bis vor Minuten mit ihm schießen konnte. Wie das überhaupt möglich war, wo auch er hätte längst überrollt sein müssen, darüber zerbrach er sich vergeblich den Kopf. Die jetzige Forderung seines Beobachters aber war ein glattes Unding. Das mußte er von ihm selbst hören, ehe er ihm dieses Feuerkommando abnahm.

Er eilte hinüber zum Funkgerät und nahm dem Funker den Kopfhörer und die Sprechmuschel ab. „Dora-Anton! Bitte melden! Hier Bäumer!“ rief er in den Apparat und setzte, als Wandel sich meldete, hinzu: „Wiederholen sie noch einmal das Feuerkommando!“ Wandel gab erneut seine Forderung durch.

Bäumer machte runde Augen. „Ja, sind sie denn verrückt? Wollen Sie sich und die anderen umbringen?“

Wandel hatte sich eng in die Astgabel an seiner Kanzel gedrückt und überlegte rasch. Ja, sollte er wirklich bei seinem Kommando bleiben? Die Chancen, lebend davonzukommen, waren gering, andererseits – Er warf einen hastigen Blick nach unten. Er hatte zwar großen Respekt vor Hauptmann Bäumer, den er als einen umsichtigen, vielerfahrenen Offizier des ersten Weltkrieges verehrte, aber hier mußte er auf sich und seine innere Stimme hören, die ihm befahl, auch das Letzte, das schier Unmögliche zu versuchen, um weiter zu leben. Der Chef kannte die Lage nicht, in der er sich befand.

Die Stimme des Hauptmanns meldete sich wieder.

„Wandel, sind Sie noch da? Wo stecken Sie denn eigentlich?“ Er flüsterte zurück: „Ich bin noch am alten Platz – aber hoch oben – ganz allein – um mich herum die anderen – viele – schießen Sie auf meinen Standpunkt – ich gebe danach Korrekturen!“

Hauptmann Bäumer begriff sofort. Hergott, da saß dieser Teufelskerl mitten zwischen den Russen auf einem Baum und wollte sich durch dieses Husarenstück freischießen! Der Henker mochte wissen, wie er bei dem Schlamassel vorn mit seinem Funkgerät da hinaufgekommen war. Daß Wandel die Kanonade überstehen würde, war seines Erachtens mehr als fraglich, doch daran durfte er jetzt nicht denken. Fest stand nur, daß er als einziger Batteriechef des ganzen Regiments durch einen irrsinnigen Zufall im Augenblick noch eine Funkverbindung hatte, die so einzigartig war, daß davon unter Umständen das Schicksal des ganzen Frontabschnitts abhängen konnte! Er beugte sich wieder vor und rief Wandel zu:

„Hören Sie, Wandel? Es ist gut, wir schießen. Aber bleiben Sie um Gotteswillen am Apparat, solange Sie können, verstehen Sie?“ Wandel flüsterte noch zurück: „Jawohl, verstanden“, aber Hauptmann Bäumer hörte nicht mehr. Er stürzte zum Unterstand zurück, befahl Leutnant Bodenmann im Laufenden, die Batterie feuerbereit zu machen und die Kommandos von Wandel auszuführen, und eilte ans Telephon. In kurzer Zeit hatte er den Abteilungs-Kommandeur am Apparat und berichtete diesem in wenigen Worten von der unwahrscheinlichen Situation.

Der Kommandeur, der die Tragweite der Meldung erkannte, verband sich und Hauptmann Bäumer sofort mit dem Regiment und trug dem alten Oberst die Lage vor. Dem Oberst, einem alten Haudegen, Ritterkreuzträger und im ganzen Abschnitt ‚der Eiserne‘ genannt, fiel ein Stein vom Herzen. Seit nahezu zwei Stunden war sein Regiment zur Untätigkeit verdammt, da alle Verbindungen zu den Beobachtungsstellen unterbrochen waren. Alle Batterien waren auf indirektes Schießen nach der Karte angewiesen, was angesichts der unübersichtlichen, verworrenen Lage einer glatten Munitionsvergeudung gleichkam. Er hatte zwar soeben der Division seine Feuerunterstützung für den geplanten Gegenangriff zugesagt, aber dabei nicht gewußt, wie er sie bewerkstelligen sollte, da zugleich mit seinen besten Beobachtern alle Funkgeräte ausgefallen waren.

Und nun kam dieser Hauptmann der schweren Batterie und meldete, daß er einen Beobachter mitten im Feindgelände auf einem Baum zu sitzen und mit ihm sogar noch gute

Funkverbindung hatte! Er befahl zunächst, das Feuer der ganzen Abteilung auf die Kommandos des Beobachters zu vereinen und dann über eine Sammelverbindung Batterie um Batterie des Regiments anzuhängen, bis schließlich das ganze Regiment mit diesem Baumbeobachter schoß.

Wandel, der von der Entwicklung der Dinge nichts ahnte, wartete fiebernd auf die ersten Schüsse seiner Batterie. Er hatte sich wieder aufgerichtet und an den Stamm gelehnt, sein Kopf war heiß, seine Augen brannten und von seiner Stirn lief der Schweiß in kleinen Bächen. Irgendwo in seinem Innern verspürte er ein Hungergefühl. Seit mehr als sechs Stunden saß er jetzt hier oben auf der Plattform, seit gut vierzehn Stunden hatte er nichts mehr gegessen. Seine Glieder schmerzten und in seinem Gehirn jagten sich die Bilder der Vergangenheit. Büro – seine Frau – seine Wohnung – – all das zog in buntem Wirbel an ihm vorüber. Ein Sommertag im Thüringer Wald stand vor ihm. Friederike in einem bunten Seidenkleid, Wiesen, Tannen, kleine Lichtungen – – Sonne, Blumen – – Küsse – – Liebe – –

Ein Rauschen erfüllte plötzlich die Luft. Er hörte noch die Worte des Funkers „abgefeuert“ an sein Ohr klingen, dann aber krachten die schweren Brocken in rascher Folge unbarmherzig um ihn herum in die Bäume und in die alte Stellung. Splitter sausten zischend durch das Astwerk, Zweige prasselten herab, Schreie drangen von unten herauf und Schwefelgeruch durchzog wieder den Wald.

Die Angst, die nackte Lebensangst kroch ihn wieder an.

Zitternd und bebend hielt er sich fest, seine Knie gaben nach und er sackte langsam wieder in die Astgabel zurück. Pausenlos sausten die Geschosse heran. Wandel wußte nicht, daß eine ganze Abteilung, daß zwölf schwere Haubitzen ihr Feuer auf ihn vereint hatten, und daß immer neue Batterien hinzukamen und ihre Rohre auf ihn richteten.

Er hielt es nicht mehr aus – er wurde wahnsinnig, wenn das so weiter ging! Schreiend rief er in den Apparat: „200 Meter abbrechen!“. Der Funker wiederholte, und wieder rauschten und orgelten die Granaten heran, doch kamen diesmal nur vereinzelt bis zu ihm. Er gab Seitenkorrekturen, befahl 10 mehr, dann 20 weniger und 40 mehr und streute den ganzen vor ihm liegenden Waldabschnitt ab, Tod und Verderben um sich breitend – – Dann wieder ließ er das Feuer vorverlegen, gab 600 Meter zu und wiederholte auch hier das gleiche Manöver des Abstreuens.

Tief unter ihm schien allmählich alles Leben zu verlöschen. Im ziehenden Nebel der Rauchschwaden erkannte er ein Bild der beginnenden Verwüstung. Holzbunker brannten, Gerät lag zertrümmert umher, Gegenstände aller Art wurden hoch in die Bäume geschleudert, deren Kronen sich allmählich zu lichten begannen. Kahles, zeretztes Astwerk ragte anklagend in den Himmel, während von unten tierische Schreie heraufdrangen. – Einer der letzten Schüsse war ganz in seiner Nähe in eine Baumkrone gegangen, ein gewaltiger Splitter war pfeifend über ihm in seinen Baum gefahren, den jetzt ein Beben durchfuhr. Bestürzt blickte Wandel nach oben und sah, wie sich der Gipfel seiner Buche langsam zur Seite neigte und splittend und krachend dicht über ihm abbrach. Die Wucht des Falles ließ die zerfetzte Baumspitze wie ein Pendel hin- und herschwingen, so daß Wandel um ein Haar in die Tiefe geschleudert worden wäre, hätte er nicht in Sekundenschnelle sich und den Apparat eisern festgehalten. Ein Glück, durchfuhr es ihn, daß die Baumkrone zur anderen Seite gestürzt war, sonst wäre es jetzt um ihn geschehen gewesen. Doch zu Überlegungen jedweder Art blieb ihm keine Zeit. Er hatte erkannt, daß längst nicht mehr nur seine Batterie, ja nicht einmal nur seine Abteilung, seinen Kommandos folgte, sondern auch andere Batterien des Regiments sich eingeschaltet hatten und das Waldstück unter ein mörderisches Feuer nahmen, das ihm den Angstschweiß aus den Poren trieb und ihn zitternd und schluchzend um Gnade winseln ließ.

Sein irrer Blick ging über die zerfetzten Bäume hinweg zur Nordseite. Über die Lichtungen und durch den Buschwald ergoß sich jetzt in umgekehrter Richtung ein dichter

Strom flüchtender Russen, Wagen und Geschütze. Entschlossen dirigierte er das Feuer dorthin, nur um Ruhe zu haben vor den heranheulenden eigenen Geschossen und atmete auf, als sie ihre todbringende Bahn dorthin lenkten.

Erst jetzt hörte er unten im Walde wieder Infanterie-Gefechtslärm, klangen M.G.-Feuer und Einschläge von Handgranaten zu ihm herauf, ihm zeigend, daß der so glühend von ihm erwartete Gegenstoß voranging.

Mit zerrissenem Waffenrock, aber heil und gesund, war er schließlich wieder heruntergeklettert. Staunend betrachteten seine Leute ihn. Ein Mensch und ein Baum hatten Schicksal gespielt.

Tröstet die Finsternis

Aber sehr zart und gebrechlich ist jegliches Saitenspiel,
Und tief verwundbar sind die empfindlichen Stimmen –
Weh, auf den Straßen der Zeit
Irren verstörte Gesänge,
Umnachtete Lieder fallen den Wanderer an,
Und zersprungene Glocken
Wehklagen wirres Gebet –
Es unholdet in den Wäldern der lieblichen Musen
Von den Gesichtern des Grauns,
Und vom Gespenst der totenblassen Verzweiflung.

O gönnt doch, Freunde, gönnt dieser armen Welt
Doch wieder das Labsal eines lichten Gesanges,
Daß ihr die Finsternis tröstet und selbst mit geretteter Stimme
Die Morgenröte erreicht,
Die zartverheißende, die gesegnete Stunde –
O tröstet die Finsternis zu ihr hin,
Sonst schrecken die Seelen
Ins Mitternächte zurück,
Die Weisung der frommen Sterne
Wird unerkennbar,
Und am erzürnten Himmel erscheinen wieder
Die Fahnen der wilden Kometen.

Gertrud von Le Fort

Buchbesprechung

Otthinrich Müller-Ramelsloh

Lichtinseln im Weltengrund
(Planetarisches Denken) J. G. Bläschke Verlag A - 9143 St.
Michael 1979

Von dem Dichter und Philosophen Otthinrich Müller-Ramelsloh, der am 7. Oktober 1979 in Reinbek sein 75. Lebensjahr vollendete (s. „Carolinum“, Heft 81, S. 65 – 72) und dem auch unsere Zeitschrift seit Jahren eine Reihe wertvoller Beiträge verdankt, liegt ein weiteres philosophisches Werk vor, dessen gedanklicher Höhenflug auch zuweilen zögernde Leser mitzureißen vermag und ihnen überraschende Erkenntnisse und Einsichten vermittelt. Von der Wissenschaft der Kybernetik d. h. der automatischen Selbststeuerung, ausgehend legt der Verfasser in vier Abschnitten ein Welt- und Menschenbild dar, das in der Aufschließung der Geistenergie seine große Zukunft sieht. Sie wird einen grundsätzlichen Wandel im ganzen Humanum zur Folge haben, ein neues Zeitalter, das vor allem den Gegensatz zwischen Geistes- und Naturwissenschaften abbauen wird.

„Geistenergie: untrennbar in ihr verbunden sind Wille, Bewußtsein und Zielbindung. Im Glauben erfolgt sie“. Ohne die Hilfe des Glaubens bleibt das Leben eine unlösbare Aufgabe. Das Christentum mit seiner Kraft der Selbstüberschreitung wird auch für das nächste Jahrtausend eine lebenskräftige Herausforderung für den Menschen bedeuten. Ohne Gottesbewußtsein ist die Entfaltungsmöglichkeit des Menschen eingeschränkt. Gott gehört in die Wesensbeschreibung „des Menschen als Geistenergiefunktion“ (S. 49).

Der Verfasser beschreibt und deutet alltägliche Vorgänge und Erscheinungen. Er beweist die Nichtigkeit des Menschen im kosmischen System, der aber dennoch mit der Kraft des Unendlichen, der Kraft der Selbstüberschreitung ausgestattet ist. Müller-Ramelsloh stellt seine Lehre von der Geistenergie dem Marxismus entgegen und wirft in seiner aufrüttelnden Rede im 4. Abschnitt des Buches („Der Mensch in der Krise und ihre Überwindung“) die Fragen auf, wo stehen wir ? Sind wir schon Knechte ? Sind wir noch Herr über uns selbst ? Er zeigt die krisenhafte Entwicklung seit der französischen Revolution bis in unsere Gegenwart auf. „Die gegenwärtige Menschheit steckt in einer großen Krise, weil ihre herrschenden Denksysteme zu wenig Horizontweite haben. – Aus der gegenwärtigen Weltkrise führt nur ein Weg: die uneingeschränkte Bejahung des allem Leben inwohnenden sittlichen Prinzips“ (S. 99/100).

Müller-Ramelsloh erläutert den Begriff der Seele und fährt fort: „Für jeden Menschen ist die Kraft der Seele das wichtigste und das wertvollste Geschenk des Lebens, das, was dem Leben überhaupt erst Sinn gibt: nämlich das Bewußtsein der Teilhabe am Lebensgeschehen auch über seinen physischen Tod hinaus. – Der Glaube an das Leben erweitert unsere Einsatzbereitschaft nicht nur im Ringen um unsere Selbsterfüllung, sondern auch um die soziale Neugestaltung unserer Welt“ (S. 106/107)

Der Leser, der sich in dieses Buch hineinliest, wird noch manches entdecken, was ihn anspricht, so auch das, was der Autor zur Vergangenheitsbewältigung abschließend sagt.

Der Titel dieses Buches weist auf Immanuel Kant hin (S.54): „Das einzig Absolute ist der gute Wille, der selbstsicher gelenkte Wille. Eine gütige Natur gab dem Menschen die Sehnsuchtsbindung. Stetig streben wir einem fernen Licht zu, den Lichtinseln im Weltengrund“.

H.

Walter Hannemann: Die Münzen des Landes Mecklenburg-Strelitz. Beiträge zur Münzkunde und Geschichte Mecklenburgs. 112 Seiten mit ca. 175 Abbildungen. Ganzleinen. Bielefeld 1979. Verlag Wolfgang Winkel, 4800 Bielefeld 1, Postfach 9404. DM 40.-

Von dem Sammler und Heimatforscher Walter Hannemann, von dem zur Münzkunde und Geschichte Mecklenburgs bereits in der „Schriftenreihe Nordost-Archiv Lüneburg“ zwei Arbeiten und zahlreiche ähnliche Aufsätze erschienen sind, liegt jetzt in gediegener Aufmachung das Standardwerk „Die Münzen des Landes Mecklenburg-Strelitz“ vor. Für alle Freunde unserer mecklenburgischen Heimat und insbesondere für uns Caroliner, deren ehemalige Schule in Mecklenburg-Strelitz beheimatet war, erschließen sich mit dieser dankenswerten Arbeit Hannemanns viele Erkenntnisse und Erinnerungswerte. Bemerkenswert ist auch, daß ohne die Aufzeichnungen unseres 1968 verstorbenen Caroliners Dr. Hans Fründt, wie Hannemann in seinem Vorwort dankbar erwähnt, eine Darstellung in der vorliegenden Form gar nicht möglich gewesen wäre. So ist ein wissenschaftliches Nachschlagewerk entstanden, das über Teilgebiete hinaus jetzt übersichtlich geordnet fast alle in Mecklenburg-Strelitz geprägten Münzen erfaßt und ehemalige lückenhafte Sammlungen ergänzt. Dies ist zumal deshalb von außerordentlicher Bedeutung, weil die Mecklenburg-Strelitzschen „Münz-Acten“, die Dr. Fründt im Archiv zu Neustrelitz vor dem 2. Weltkrieg zufällig wieder aufgefunden hatte, und die er daher seinen Aufzeichnungen zugrundelegen konnte, zusammen mit der gesamten staatlichen Münzsammlung beim Brand des Neustrelitzer Schlosses zu Kriegsende 1945 vernichtet worden sind!

Hannemanns Buch ist nicht nur eine rein wissenschaftliche Arbeit, sondern auch ein Heimatbuch in verständlicher Form für jeden Mecklenburger mit einer Karte von Mecklenburg und einer Stammtafel von Herzog Adolf Friedrich I. (1592–1658) bis zu den Großherzögen Friedrich Franz IV. (1897–1918) und Adolf Friedrich VI. (1914–1918). Es folgen eine kurze geschichtliche Betrachtung, eine Darstellung des landeseigenen Rechnungssystems und über den Wert der einzelnen Münzen, was der einfache Mann sich dafür kaufen konnte. Sodann werden die Prägungen der einzelnen Landesfürsten beschrieben. Auch die Rentei-Cassen-Scheine sind abgebildet und alle Münzen dazu (Dukaten, Gulden, Sechstel Taler, Schillinge, Pfennige usw.). Manch einer von uns Älteren wird noch ein 20- oder 10-Mark-Goldstück oder die 2- und 3-Mark Silbermünze Adolf Friedrichs V. in Händen gehabt haben. Ja, das war noch eine Zeit! Außer den Münzen sind alle Strelitzer Fürsten, die jeweils Münzen haben prägen lassen, abgebildet und mit kurzen Lebensdaten versehen. Dieses Buch, das übrigens unserem Caroliner Werner Praefcke gewidmet ist, hat dokumentarischen Wert und ist Zeugnis der verdienstvollen Arbeit des Verfassers

H.

Fritz Reuter – ein wenig verkürzt – Michael Töteberg: Fritz Reuter – Rowohlts Monographien, Nr. 271, hsg. v. Kurt Kusenberg, 158 S., Reinbek, DM 5,80.

Noch nicht einmal vier Jahre ist es her, da setzte der Rowohlt-Verlag nur wenig Zutrauen in eine Monographie über Fritz Reuter. Er habe „ja, wie alle Autoren, die Dialekt schreiben, eine recht kleine Lesergemeinde“, hieß es. Inzwischen ist nun doch bei Rowohlt auch ein „Fritz Reuter“ herausgekommen. Hat sich bei der „kleinen Lesergemeinde“ Familienzuwachs eingestellt? Oder ist es ein weiteres Symptom dafür, daß Reuter wieder im Kommen ist?

Wie bei Rowohlt üblich, beschränkt sich auch dieser Band keineswegs auf „Bilder und Selbstzeugnisse“. Diesen, ersteren vor allem, ist Kennerschaft und Sorgfalt in der Auswahl nachzusagen, was heute nicht mehr selbstverständlich ist, wurde doch in dem bei Piper kürzlich erschienenen „Großen Fritz Reuter-Buch“ von B. W. Wessling in dieser Hinsicht

eher mit leichter Hand improvisiert. Bei Rowohlts steht im übrigen wie sonst auch die biographische Darstellung im Mittelpunkt.

Damit hat es aber nun einmal gewisse Schwierigkeiten, denn die Biographie als literarische Gattung ist bei uns vergleichsweise unterentwickelt. Dies gilt auch im Hinblick auf Fritz Reuter; nicht zuletzt deswegen, weil bei dem vieles so überaus einfach sich ausnimmt. So wären heute z. B. sachverständige historische Kommentare über manches vonnöten, was vor wenigen Jahrzehnten noch selbstverständlich war. Auch die Figur selber scheint mit dem historischen Abstand ihr Profil zu verändern: auf dem Hintergrund ihres Jahrhunderts, als ein gar nicht ganz unwesentlicher Bestandteil seiner Physiognomie, wächst ihr neue Bedeutung zu. Bedarf demnach der Schriftsteller Reuter in seinen Beziehungen, als Repräsentant einer spezifischen, schlicht deutsch-bürgerlichen, humanen, sozialverpflichteten Kulturtradition der Interpretation, so gilt das gleiche, im Licht neuerer psychologischer Einsicht, auch für den „Reuter von innen“.

Die Vielzahl seiner Vorgänger ist dem Biographen für sein Vorhaben wohl eher Last als Hilfe, denn die umfangreiche Reuter-Literatur der Vergangenheit fußt überwiegend auf einem zwar „naturwüchsigen“, oft jedoch familiär oder provinziell versimpelten Reuter-Verständnis. Auch haben sich andere Perspektiven vor die altüberlieferten geschoben. Bisher sind jedoch die Umriss des sich aufdrängenden neuen Reuter-Bildes erst ansatzweise sichtbar geworden. Dies gilt sogar für die unstrittig bedeutendste, ebenso gewissenhaft eindringliche wie kritisch unterkühlte große Darstellung von Kurt Batt aus den 60er Jahren. Ihre Maßgeblichkeit wird da und dort nicht unerheblich durch die nun einmal gegebene Zeit- und Standortgebundenheit (DDR) des leider allzufrüh verstorbenen Verfassers beeinträchtigt, so sehr jener wiederum auch wichtige Anregungen zu verdanken sind.

Mit diesen Problemen eines Reuter-Biographen sah Reuter-Forscher Töteberg (27) sich zudem noch mit einer Art Prokrustesbett konfrontiert: Er hatte seinen Text auf die üblichen 120 Maschinenseiten zu beschränken. So begnügte er sich denn damit, die Ergebnisse des gegenwärtigen Forschungsstands auszumitteln und deren Konzentrat, sehr begreiflicherweise, gelegentlich durch Zusätze bereichert, weiterzugeben, im übrigen aber Enthaltung zu üben. Seine Vermittlung vollzieht sich – ein nicht geringer Vorzug – in ansprechend flüssiger, nüchtern präziser und leicht lesbarer Form. Dabei kam ihm seine Begabung für das Aufspüren schlagkräftiger, einprägsamer Zitate – sei es aus Fritz Reuter, sei es aus Kurt Batt, dessen Wertungen er sich vorzugsweise verpflichtet zeigt, zu Hilfe. Freilich beschwört knapper Raum und Rücksicht auf ein breiteres Publikum auch die Gefahr herauf, daß Verkürzungen eintreten und Nuancen entfallen, eine Gefahr, der er besonders in der Wiedergabe und Bewertung von Reuters Werk, nicht immer entgangen ist.

Neben älterer Biographik wurden besonders Reuters aufschlußreiche Briefe an den Vater und die Vernehmungprotokolle in seinem Hochverratsprozeß herangezogen. So geraten die Stationen Kindheit, Jugend und Gefangenschaft besonders farbig; die Lebensdarstellung insgesamt wirkt dicht und recht schlüssig. Knapp, aber angemessen wird Reuters beträchtliche Wirkung auf Zeitgenossen und literarische Nachwelt gewürdigt; die sorgfältig ausgewählten Stellungnahmen im Anhang geben eine Vorstellung von seiner vielseitigen Ausstrahlung. Von der umsichtigen Zettelkasten-Strategie des Verfassers zeugt der Anmerkungs- und Literaturapparat.

Einwände richten sich gegen die in der Forschung auch sonst übliche Unterschätzung von Reuters literarischer Produktion im „Vormärz“; entschiedener als „Abweichter“ in dieser Hinsicht verlegt Töteberg sie in der Hauptsache sogar in die Revolutionszeit 1848 selber. Aber das von ihm dabei angezogene „Hauptwerk“, das hochdeutsche „Hakensterz“ – Romanfragment, in dem bedeutende Grundzüge der späteren „Stromtid“ schon sichtbar sind, bietet hierfür keinerlei Anhaltspunkt. Es ist eindeutig vor-revolutionär.

Der „Reuter von innen“ gerät verkürzt. Reuters ausgeprägte Sensitivität – Vorbedingung gleichzeitig für seine Entwicklungsschwierigkeiten, seine Krankheit und seine Eigenart als

Autor – wird nicht sichtbar. Bei aller von Töteberg immer wieder, durchaus zutreffend, festgestellten Geschäftstüchtigkeit wäre aus Reuter gewiß kein großer, nicht einmal ein erfolgreicher Schriftsteller geworden, hätten dem nicht auch innere Bedingungen entsprochen.

Am wenigsten werden Reuterkenner und -liebhaber mit dem Biographen über Interpretation und Bewertung des Werks übereinkommen, scheint er es sich doch geradezu zu versagen, etwas von der spezifischen Bezauberung vermitteln zu wollen, die immer noch davon ausgeht – die Methoden des Oberseminars greifen angesichts einiger Wesenszüge des Menschen und des Schriftstellers offensichtlich ins Leere: Humor – das befreiende Gelächter der „Läuschen un Rimels“ wird unter „Schadenfreude“ registriert. Zuneigung – die betulich gedämpfte Liebesgeschichte zwischen zwei älteren Menschen im behäbigen Spätwerk „Dörchläuchting“ erhält das Prädikat „unerträglich sentimental“. Und über den heiteren Episoden der „Festungstid“ Reuters ergreifendem Bericht über seine Gefangenenszeit, gerät die massive Anklage gegen das System der Unterdrückung, die ihm zugrundeliegt, aus dem Blick.

Erstaunlich bleibt jedoch, daß die an sich verdienstvolle, weil bisher selten unternommene Analyse Unkel Bräsigs, der bei aller Erheiterung schwierigsten, ambivalenten „Hauptperson“ des großen Romans „Ut mine Stromtid“, gerade deren soziale Dimension nicht erfaßt. „Derselbe Bräsig, der gestern noch eine Revolution gegen (den „bürgerlichen Ritter“) Pomuchelskopp anzetteln wollte, schweigt“ (S. 119) – freilich nicht, wie behauptet wird, „vor dessen Landarbeitern“, sondern vor deren (späterem) „Rädelsführer“ – „oder Rätsel führer, as sei seggt hadden“. Die Hauptsache aber, daß nämlich Zacharias Bräsig in eigener Person für die Not und das Elend dieser Menschen, wie man heute sagen würde, „Öffentlichkeit herstellt“ – „denn’t was jo dat irste Mal, dat de Welt sick üm ehre Not un ehren Jammer kümmern ded“ –, dieser eigentliche Höhepunkt von Bräsigs berühmter „Powerteh“-Rede, bleibt unerwähnt. Verwunderlich, wie man als sozialkritisch engagierter Reuter-Interpret sich ausgerechnet dieses Hauptstück hat entgehen lassen können. Raumnot? – Denn im Gegensatz zum Üblichen hat der Verfasser auch darauf verzichtet, seiner Biographie eine einführende oder resumierende Gesamtwürdigung auf den Weg zu geben.

So bleibt bei aller Anerkennung, die die fleißige und begabte Erstlingsarbeit des jungen Forschers auf dem schwierigen Felde der Biographie verdient, ein Rest von Unbehagen über mancherlei Verkürzung.

Friedrich Minssen

Allein God in der höge sy ehr

zur Neuerscheinung

Sprache, Dialekt und Theologie Beiträge zur plattdeutschen Verkündigung heute. Herausg. v. J. D. Bellmann u. H. Kröger, Göttingen 1979. 204 S.

Es ist ja kein Zweifel, daß bei allerbestem Wunsch und Willen in unserer so sehr rationalistischen Zeit manche Pastoren in der Gefahr schweben, sich selbst die Kirche leer zu predigen. Die ehrwürdige Sprache Luthers verliert in gleichem Maße an Gewicht, wie moderne Alltagssprache selbst in schwieriger Sachdiskussion angestrebt und erfolgreich verwendet wird. Wer regelmäßig die vom Rundfunk ausgestrahlten hochdeutschen und plattdeutschen Morgenandachten hört, erkennt andererseits das Bemühen vieler geistlich geschulter Männer und Frauen, mit ihren kurzen Tagesermunterungen die Nähe des Mitmenschen zu suchen.

Überhaupt scheint es so, als seien im Verlauf dieses Jahrhunderts die Regionalsprachen im Dienst der Verkündigung in Bewegung geraten, – seien hier in gutem Fortschritt begriffen. Hundert Pastoren waren es, die sich während der Zeit zwischen 1918 und 1933 im

ganzen niederdeutschen Bereich für die Wiederbelebung der plattdeutschen Predigt einsetzen. Damals waren hierin die weiten Gebiete Mecklenburgs und Pommerns eingeschlossen. Dann folgte in der NS-Zeit und in der Zeit der Bevölkerungsumschichtung nicht nur ein Stillstand, sondern ein deutlicher Rückgang bis zum Stadium der Belanglosigkeit. Mit Beginn der siebziger Jahre wurde aber plötzlich eine Neubelebung der um 1933 eingetrockneten Ansätze deutlich. Nun stieg die Zahl der Veröffentlichungen zum Themenkreis ‚Plattdeutsch und Kirche‘, und heute – 1979 – sind es rund dreihundert Pastoren und Laien, die die christliche Botschaft in dem jetzt bedeutend enger gewordenen Raum zwischen der westlichen Ostsee und dem Rhein plattdeutsch verkünden.

An dieser Wiederbelebung sind die beiden Herausgeber des Buches, Studiendirektor J. D. Bellmann und Pastor H. Kröger maßgebend beteiligt. Sie brachten theologisches Studium und gewachsene Liebe zur plattdeutschen Sprache in die Arbeit nie mehr zu zählender sogenannter „Freizeitstunden“ ein. Wenn dieser zweite und kräftigere Anlauf binnen fünfzig Jahren sich zu einem beständigen Erfolg ausweitet, so werden ihre Namen auf lange Sicht einen guten Klang in christlichen Gemeinden Norddeutschlands haben.

Hier nun eine Zusammenstellung der einzelnen Aufsätze

J. D. Bellmann: Das Jahrzehnt der plattdeutschen Pastoren / H. Hirschler: Die Predigt zwischen offizieller Sprache und Alltagssprache / G. Harbsmeier: Die Bedeutung der Volkssprache in der theologischen Intention / G. Holtz: Volkssprache und religiöser Humor / K. Heeroma: Die Sprache der Theologie und die Theologie der Sprache / J. Harms: Scriptura scripta und viva vox Evangelii. Gedankensplitter zu Bibel und Wort Gottes / G. Holtz: Fritz Reuters ‚Kein Hüsung‘ in kirchenkundlicher Beleuchtung / G. Cordes: Christliche Frömmigkeit in niederdeutscher Dichtung / D. Andresen: Volkssprache und Amtskirche. Der Beitrag Claus Harms‘ zur Entwicklung einer plattdeutschen Kirchensprache / H. Kröger: Hundert Jahre plattdeutsche Predigt. Von Johannes Paulsen bis Rudolf Muuß / H. Demming: Zur katholisch-plattdeutschen Tradition seit der Reformation / E. Arfken: Kleene plattdütsche Hymnologie / E. Voss: Das plattdeutsche Neue Testament für Mecklenburg / H.-R. Müller-Schwefe: Überlegungen zur Übersetzung der Bibel

Die Autoren sind vielfach Hochschullehrer, Leiter von Predigerseminaren etc. Diese Tatsache könnte befürchten lassen, daß hier Theologen unter Ausschluß der Öffentlichkeit disputieren. – Dem steht die gemeinsame Aufgabe von Herausgebern und Beitragsautoren entgegen, sich im Dienste der christlichen Lehre verständlich zu machen. Verständlich zu machen in erster Linie mit Hilfe der plattdeutschen Sprache vor der Gemeinde. Verständlich zu machen aber auch in lesbarer hochdeutscher Äußerung über angestrebte Ziele. In seinem einleitenden Beitrag „Das Jahrzehnt der plattdeutschen Pastoren“ schreibt Dieter Bellmann auch sehr bestimmt: „Die reformatorische Gretchenfrage: Wie hältst du’s mit der Sprache, Pastor? – geht immer noch zuerst an uns selber.“

Für eine in der Hauptsache von Mecklenburgern gelesene Zeitschrift noch ein paar Bemerkungen zu den Beiträgen von Gottfried Holtz und Ernst Voss. – Professor Dr. theol. Gottfried Holtz lehrte lange an der Universität Rostock, er lebt noch heute dort im 81. Lebensjahr. – Im Aufsatz: „Volkssprache und religiöser Humor“ gehen Theologie und Volkskunde eine freundliche Verbindung ein. H. stützte sich offenbar ganz auf Wossidlos Sammlung, die er im Sinne seines Themas geschickt ausfilterte. – Sehr viel erster, erregender ist dagegen „Fritz Reuters Dichtung KEIN HÜSUNG in kirchenkundlicher Beleuchtung“. Wir wissen, wie sehr diese sozialkritische Dichtung gerade nach der Teilung Deutschlands, „von der Parteien Haß und Gunst verwirrt“, im Sinne des Wortes ‚verschaukelt‘ wird. Indem Professor Holtz sehr deutlich die Abhängigkeit der Geistlichkeit, die Rückgratlosigkeit von und vor der Ritterschaft aufzeigt und nachweist, tritt der Landarbeiter als von Gott und der Welt verlassen, als ein furchtbar Leidender ganz in den Vordergrund. Dieser Aufsatz dürfte zu den bedeutendsten Reuter-Interpretationen der letzten Jahrzehnte zu rechnen sein.

Manch einer der Leser mag die Ausgabe des Neuen Testaments in mecklenburgisch-plattdeutscher Übertragung besitzen, die nach dem 2. Weltkrieg von der Britischen und Ausländischen Bibelgesellschaft, Wien, wieder herausgebracht wurde. („Dat Ni Testament för plattdütsch Lüüd in ehr Muddersprak oewerdragen“ v. Lic. Ernst Voß, Ludwigslust) – Pastor Voß starb schon vor 43 Jahren an einer bösen Krankheit. Pastor Heinrich Kröger, Soltau, hat sich als Herausgeber und Kommentator in diesem Buch einer Niederschrift aus jenen vergangenen Jahren angenommen. Man liest nicht ohne innere Anteilnahme, mit welchen Mühen, Widerständen und finanziellen Nöten der damalige Landpastor Voß in Basedow zu kämpfen hatte, um nur einzelne Bücher aus dem NT herauszubringen. (So ließ z.B. der Herausgeber des ‚Mecklenburgischen Sonntagsblatts‘, W. Studemund, Pastor Voß wissen, „er solle seine Zeit besser anwenden, – das Plattdeutsche eigne sich nicht für hohe Gedanken . . .“)

Nun, – darüber sind wir heute hinaus, und wenn es gelingt, die Ansicht zu festigen, daß Gottes Wort in allen Landstrichen des deutschen Sprachraumes auf dem Weg über die Regionalsprache überzeugender, glaubwürdiger verkündet werden kann, so ist der christlichen Lehre sehr gedient.

Das hier besprochene Buch ist in diesem Sinne ein verdienstvoller und sehr dankenswerter Arbeitsbeitrag auf einem lohnenden Acker

Helmut de Voss

Verklärter Herbst

Gewaltig endet so das Jahr
Mit goldnem Wein und Frucht der Gärten.
Rund schweigen Wälder wunderbar
Und sind des Einsamen Gefährten.

Da sagt der Landmann: Es ist gut.
Ihr Abendglocken lang und leise
Gebt noch zum Ende frohen Mut.
Ein Vogelzug grüßt auf der Reise.

Es ist der Liebe milde Zeit.
Im Kahn den blauen Fluß hinunter
Wie schön sich Bild an Bildchen reiht –
Das geht in Ruh und Schweigen unter.

Georg Trakl